



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

### **Von dem Ursprung und den Absichten des Uebels**

**Villaume, Peter**

**Frankfurt und Leipzig, 1786**

III. Theil. Alles Uebel entsteht aus dem Guten.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-49712](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-49712)

---

III. Buch.

Vom Ursprung des Uebels.

---

III. Theil.

Alles Uebel entsteht aus dem Guten.

---

I. Kapitel.

---

Vom negativen Uebel.

**M**an kann das negative Uebel in zwei Klassen theilen.

Die erste enthält die nothwendige Eingeschränktheit der Dinge.

Diese Eingeschränktheit ist wieder von zweifacher Art; nemlich absolut und relativ.

a) Die absolute Eingeschränktheit folgt nothwendig aus der Natur der Wesen selbst. Kein Körper kann unendlich seyn; was hart ist, kann

kann unmöglich weich, und was leicht ist, schwer seyn. Das Daseyn einer Eigenschaft schließt nothwendig die entgegengesetzte Eigenschaft aus.

Wenn daraus Uebel entsteht, so läßt sich nichts dawider sagen, weil es durchaus unvermeidlich ist.

Ueberhaupt ist es unmöglich, sich einen Begriff von dem zu machen, was man uneingeschränkt oder unendlich nennt; man mag nun auf die verschiedenen Kräfte und Eigenschaften, oder auf das Maas derselben sehen. Kälte und Wärme, Härte und Weichheit, Biegsamkeit und Starrheit, mit einem Worte, alle Eigenschaften, und ihre Gegensätze, sind Kräfte, und können alle, unter gewissen Umständen und Bestimmungen, vortheilhaft seyn. Wollte man nun die Unendlichkeit und Unbeschränktheit in die Vereinigung aller entgegengesetzten Kräfte setzen? Es ist doch nicht anders möglich; denn sobald es nur an einer, an der geringsten Eigenschaft fehlen würde, so hätte man einen Mangel, eine Beschränkung, eine Unvollkommenheit; denn es könnte das nicht geschehn, wozu die fehlende Eigenschaft erfordert wird, und folglich fände keine Unendlichkeit statt. Wer aber sieht nicht gleich die Ungereimtheit einer solchen Forderung ein?

Ein gleiches gilt von dem Maaße einer jeden Kraft. Eine unendliche Schwere z. B. wäre vermuthlich eine solche Schwere, die keine Kraft, keine physische, keine menschliche, keine göttliche Kraft bewegen oder überwinden könnte, und welche alles in den Grund drücken würde. Solche Schwere wäre, nicht eine Vollkommenheit, sondern der größte Nachtheil. Eine unendliche Leichtigkeit wäre eine solche Leichtigkeit, die der geringste Stoß, die leiseste Berührung in eine unendliche Bewegung setzen würde; eine Leichtigkeit, die von keiner Kraft ergriffen werden könnte. Wieder ein Fehler, und nicht eine Vollkommenheit. Die unendliche Größe würde den Raum des ganzen Weltalls, den ganzen möglichen Raum ausfüllen; es könnte nur diese einzige Größe existiren.

Jedes Wesen kann mit keinem andern in Verbindung, als nur durch seine Gränzen stehn. Die Unendlichkeit, wenn sie wirklich da ist, muß schlechterdings ganz abgesondert seyn, sie kann nicht wirken, noch Wirkung annehmen. Es wäre also das unglücklichste und unbrauchbarste Wesen. Bei ihren Gränzen und Schranken nur können wir die Dinge fassen und brauchen. Das gilt sowol von der Ausdehnung, als von der Anzahl und dem Maaße der Kräfte. Eine unendliche

endliche Härte würde aller Kraft widerstehn, und wäre unnütz; eine unendliche Weichheit würde gar nicht widerstehn, man könnte sie nicht fassen, sie könnte nichts bewirken. Die Unendlichkeit, wenn sie ist, ist wesentlich ein Uebel.

Man muß mir nicht die göttliche Unendlichkeit vorwerfen. Ich kann sie mit meinem Verstande auf keine Art fassen, ich habe davon keinen Begriff, und folglich kann ich sie weder behaupten, noch läugnen, noch weniger kann ich davon urtheilen, oder daraus etwas folgern. Das sehe ich wol ein, daß das höchste Wesen nothwendig unvergleichbar vollkommener seyn muß, als alle Geschöpfe zusammen; weil der Werkmeister weit über sein Werk erhaben ist. Ich bin überzeugt, daß die Größe und Vollkommenheit des Schöpfers unbestimmbar, die größte mögliche ist. Weiter kann ich aber nicht gehn; die Unendlichkeit ist auffer meiner Fassungskraft, ich kann sie mir auf keine Weise denken.

Wir wollen die Träume von der Unendlichkeit der geschaffenen Dinge und Kräfte fahren lassen, und sehen, ob die Unbestimmbarkeit ihnen zukommen kann. Die Unbestimmbarkeit ist noch der einzige Gedanke, den man nothdürftig fassen,

fassen, und zur Vermeidung des Uebels denken kann.

Ich frage zuerst: Sollen alle Kräfte in der Welt dieses unbestimmbare Maaf haben, oder soll diese Unbestimmbarkeit ein Vorrecht der menschlichen Kräfte bleiben?

Sollen alle Kräfte in ihrem Maafse unbestimmbar seyn, so sind sie entweder alle gleich oder ungleich; sind sie gleich — dann gibt es gar keine Wirksamkeit, weil die entgegengesetzten gleichen Kräfte einander aufheben; der Widerstand erschöpft jedesmal die ganze Kraft. Sind sie aber ungleich, so gibts größere und mindere Thätigkeit und Wirkung, Widerstand und Empfänglichkeit; es entstehn Misverhältnisse — Uebel. Wir würden grade eben so weit seyn, als wir in der jezigen Lage der Dinge sind; wir würden nicht das mindeste gewonnen haben. Uebrigens denke man sich ein Feuer von unbestimmbarer Kraft, und setze das gegen eine unbestimmbare Kraft des Wassers; so wird die Ungereimtheit einleuchten. Im Abstrakto läßt sich manchmal recht gut philosophiren; der wahre Probierstein aber der Wahrheit ist das Individuelle.

Der Mensch allein soll das Vorrecht genießen; er allein soll Kräfte haben, die jeder andern

andern zu widerstehn, und jeden Widerstand zu überwältigen vermögen. Vortreflich! Alsdann wird nichts auf ihn Eindruck machen können, nichts wird im Stande seyn, ihn zu verletzten, ihm Schmerz oder Misbehagen zu machen. Allein — wie sollen dann die Gegenstände auf ihn wirken, um ihn zu erfreuen? Das wird schwer zu ersinnen seyn. Seine Sinne werden eine unbestimmbare Kraft haben, die Gegenstände zu fassen, d. h. Eindrücke zu empfangen, und dabei eine unbestimmbare Kraft, den Gegenständen zu widerstehn; damit sie durch nichts widriges beleidiget werden. Ich wünschte wol, daß mir jemand ein Mittel vorschläge, wie diese beiden Kräfte vereinigt werden könnten; und erklärte, wie es möglich wäre, bei einer unbestimmbaren Kraft zu widerstehn, überhaupt Sinne zu haben!

Uebrigens besitzt der Mensch in der That eine Art von unbestimmbarer Kraft der Thätigkeit und des Widerstandes. Man sehe die unermesslichen Werke, die er unternimmt; die Denkmäler, die er errichtet; die Gruben, die er gräbt; seine Reisen zu Wasser und zu Lande; die Lasten, die er fortbringt; \*) wie er sich durch

dicke

\*) Den Stein, der das Piedestal der Bildsäule Peters des Großen abgibt, hat man zu drei Millionen Pfund,

dicke Wälder und unwegsame Sümpfe einen Weg bahnt; wie er die Oberfläche der Erde umschafft; Pflanzen und Thiere vermehrt, alles verändert, die stolzesten Thiere bezähmt, die wildesten und furchtbarsten Thiere bezwingt. Was den Widerstand betrifft, ist augenscheinlich, daß er so groß als die Wirksamkeit seyn muß. Der Mensch weiß sich vor der unfreundlichen Witterung zu schützen; vor den Seuchen, vor der Wuth der reißenden Thiere, vor Feuer und Wasser zu sichern. Und — unsre Kräfte haben noch nicht ihre höchste Stufe erreicht, noch immer können sie wachsen; neue Erfindungen machen uns die schmeichelhafte Hofnung, immer höher zu steigen. Schon haben wirs in unsrer Gewalt, den Blitz von uns ab, und dahin zu leiten, wo es uns gefällig ist, nachdem wir ihn schon lange nachgeahmt haben; man lehrt uns Mittel, unsre Wohnungen feuerfest zu machen; der Krieger weiß sich vor dem Geschos zu decken; und zu unsern Tagen lehrt uns der Eine uns in die Lüfte zu schwingen, unterdessen daß ein Anderer uns einen Weg in den Abgrund des Meers zeigt. Wer weiß, was wir noch vor

Pfund, oder dreißigtausend Zentner geschätzt. Und dieser Stein ist zu Wasser und zu Lande fortgebracht worden. Es fehlt dem Menschen weiter nichts, als das Bewußtseyn seiner Größe und seiner Macht.



vor dem nahen Ende dieses Jahrhunderts entdecken; wer weiß, welchen Zuwachs von Kräften wir noch empfangen! Und was werden unsere Enkel thun?

Ich schmeichle mich der süßen Hofnung, daß die Menschheit nach und nach sich über alle physischen Uebel erheben, und solche Kräfte erlangen wird, mit welchen sie allen Kräften in der Natur widerstehn, oder ihre schädliche Wirksamkeit abwenden kann. Alsdann wird für den Menschen nichts mehr furchtbar seyn, als der Mensch, seine eigne Schwachheit, seine Laster. Der Mensch wird immer des Menschen letzterer und furchtbarster Feind bleiben; weil seine Begierden und seine schädlichen Kräfte, mit seiner wohlthätigen Kraft immer in gleichem Maasse wachsen. Wenn es dem Menschen je gelingt, sich selbst zu überwinden, und den Menschen durch die Erziehung zu bilden, dann wird sein Glück gesichert seyn.

Doch — eines fällt mir, und zwar schwer aufs Herz! Wenn der Mensch nun zu diesem seligen Zustande gelangt seyn wird, was wird er mit seiner Thätigkeit anfangen? werden seine Kräfte nicht vor Geschäftslosigkeit einschlummern? kann er in träger Ruh froh seyn? ist sein Glück nicht mehr in dem Erwerb, als in dem Besitz?

Doch

Doch wieder zu unsern Betrachtungen.

Es ist wahr, daß unsre vornehmsten Kräfte nicht in uns sind; was schadet's aber, wenn wir sie nur in unsrer Gewalt haben? Wenn ich nur einen Hebel habe, und den kann ich überall finden, was hindert's mich, daß mein Arm des Hebels bedarf? Und was die widerstehende Kraft betrifft; so muß sie nicht in uns seyn, denn unsre Ausbildung, unsre Vervollkommnung, unser Blut erfordert Empfänglichkeit. Wenn unser Körper in sich alle die widerstehende Kraft hätte, die wir uns mittelst unsrer Kleider, unsrer Wohnungen, des Feuers, das wir vor der Kälte anzünden, des Wanzers, des Eisens, womit wir uns zu bedecken wissen, verschaffen können — so ist klar, daß wir unempfindlich seyn würden, denn unsre Haut müßte eine dicke Schale seyn. Bei unsrer Beschaffenheit aber können wir uns vor dem Uebel decken, und unser ganzes Wesen den angenehmen Empfindungen preis geben. Es ist ja besser, das Mikroskop und das Seherohr in der Hand, als am Auge zu haben. Wir sind desto leichter und gelenkiger, weil wir den Hebel aus der Hand legen können, mit welchem wir eine ungeheure Last gewälzt haben. Wenn er an unserm Arm hinge, so würden wir sehr schwerfällig seyn.

b. Die

b. Die relative Eingeschränktheit wird durch die Verbindung und Bestimmung der Dinge bewirkt.

Durch die Verbindung. Wer auf einer unbewohnten Insel wohnt, kann seine Besitzungen nach Gefallen, so weit als die Gränzen der Insel, ausdehnen. Der Bewohner der Stadt kann das nicht. Ein Rad, das bloß zum Zeitvertreib gemacht wird, kann so groß und stark, oder so sauber und fein gemacht werden, als man will. Das Rad aber, das in die Uhr soll, muß klein, und folglich viel schwächer seyn; denn es kann nicht so groß seyn, als die ganze Uhr; es muß in seinen Raum passen, in die andern Theile greifen, und nach denselben abgemessen werden. Das Mühlrad muß groß, stark seyn, man kann es weder poliren, noch lakiren, noch versilbern. Das Wagenrad muß nicht zu stark seyn, sonst wird es zu schwer, und unbrauchbar; will man es allzu sauber machen; so kann es die Last nicht tragen, es bricht.

Dies letztere gehörte zur Bestimmung. Dazu gehört auch die Bildung der Theile des menschlichen und thierischen Körpers. Sie konnten nicht von Diamant seyn, weil sie Leben und Bewegung haben sollten.

Wenn diese Eingeschränktheit Uebel erzeugt, — und das thut sie wirklich — so sehe ich nicht ein, wie man dawider Klagen kann; solches Uebel ist nothwendig, unvermeidlich.

Die zweite Classe von negativem Uebel besteht in folgendem.

Nemlich in dem Kampf entgegengesetzter Kräfte, deren eine die guten Wirkungen der andern vermindert, hemmt, aufhebt, zerstört, so daß weniger Gutes entsteht, als sonst entstanden seyn würde. Z. B. Wolken verhindern das Licht und die Wärme der Sonne; Hagel, Ueberschwemmung, Nässe verhindern die Fruchtbarkeit der Erde, und es entsteht ein negatives Uebel, Mangel an Nahrung. Allein —

Erstlich sind die verhindernden Kräfte nöthig und an sich wohlthätig, als die Wolken; oder sie sind ein Uebermaaß von Gutem, als Ueberschwemmungen, Plazregen. Ich kann dabei mich hier nicht verweilen, weil ich an einem andern Orte davon spreche.

Zweitens ist diese Einschränkung selbst öfters ein wünschenswerthes Glück. Es ist sehr heilsam und sehr angenehm, daß die brennende Hitze, vornemlich in den Hundestagen; und der blendende Glanz der Sonne, durch Wolken gemildert werde.

Wir wollen aber jetzt ins Detail gehen.

I. Art

## I. Artikel.

## Vom Miswachs.

Fast alle Jahre bleiben einige Produkte der Erde ganz oder zum Theil aus. Von den mehresten Obstarten möchte es noch hingehn; aber zuweilen trifft der Miswachs das Korn, das Hauptnahrungsmittel für Menschen und Vieh. Wenn das Unglück nur hin und wieder einige Gegenden betrifft, ist es noch erträglich; alsdann helfen die Nachbarn den Verunglückten aus. Der Mangel ist aber auch manchmal allgemein; alsdann ist die Noth groß; die Theuerung setzt den Armen außer Stand, das Nothdürftige zu erwerben. Die mehresten suchen in ungewöhnlichen, ekelhaften, schädlichen Dingen ihre Erhaltung, und viele sterben Hungers.

Erstlich muß man nicht vergessen, daß solche allgemeine Noth höchst selten ist; und daß man durch gute Polizeianstalten ihr vorbeugen, oder sie wenigstens sehr mildern kann. In der Theuerung von 1771 und 72 haben die Preussischen Lande wenig gelitten; keiner ist darin Hungers gestorben; sie haben vielmehr den Nachbarn in der Noth beispringen können. Man kann

also die Noth abwenden, oder erträglich machen. Und ich dünke, daß man kein Recht zur Klage hat, sobald man sich helfen kann.

Das ist aber hier meine Hauptsache nicht; sondern ich soll untersuchen: Ob dieses Uebel aus wohlthätigen Ursachen entsteht, und aus welchen?

Welche sind also die Ursachen des Miswachses? Allzu große Nässe, Dürre, später Frost. Ungeziefer, Hagel und Mehlthau erstrecken sich nicht weit. Von beiden letzteren werde ich am gehörigen Ort reden.

Allzu große Nässe ist offenbar das Uebermaaß einer wohlthätigen Kraft; und folglich die Wirkung einer guten Ursach. Es bleibt also hier nur Dürre und später Frost zu untersuchen.

Die Dürre entsteht aus der Hitze der Sonne, die nicht gehörig durch Regen gemildert wird. Die Hitze der Sonne ist gut, und bedarf keiner weitern Untersuchung. Aber der Mangel des Regens?

Der hängt von dem Winde ab, je nachdem er ausbleibt, oder allzu heftig weht, oder vom Lande kömmt, da er, um Regen zu bringen,

gen, vom Meere kommen sollte. Der Wind ist aber an und für sich eine gute Kraft. Warum aber weht er landaus? Das kommt von den Verhältnissen der Luft, von Wärme und Kälte: von keiner bösen Ursach. Weiter kann ich nicht gehn, und jeden Windstoß bestimmen. Eben das gilt von dem zu häufigen Regen.

Und der späte Frost? Eben auch vom Winde, je nachdem er zu uns von großen Eis- und Schneefeldern kommt. Eis- und Schneefelder und Berge sind die Quelle der Flüsse, und folglich gut. Aus den Gletschern des Gothardsberges entstehen die Rhone und der Rhein. Die Dinge sind also an sich gut, und sie erzeugen das Uebel nur zufällig.

In diesem Artikel, und in dem ganzen Kapitel handle ich nur von solchem negativen Uebel, das in der Beschränkung wohlthätiger Kräfte, durch andre an sich wohlthätige Kräfte besteht, und nicht von den nothwendigen Beschränkungen der Dinge. Letztere haben keinen andern Grund, als die unwiderrussliche metaphysische Nothwendigkeit; es läßt sich darüber weiter nichts sagen, als was ich schon davon gesagt habe. Was jene erstere Einschränkung betrifft, so ist die Frage, nicht, ob sie wohlthätig, oder schädlich ist; nicht, wie man sie vermeiden, oder

sich davon befreien könnte; sondern aus welcher Quelle sie fließt, und ob die Ursachen derselben wohlthätige Kräfte sind. Ich bitte den Leser sich zu erinnern, daß, wenn ich mich vorsetze, die leidende Menschheit zu trösten, so kann es weder durch eine gemilderte Vorstellung ihres Leiden, noch weniger aber durch das Begrabsinniren derselben; sondern nur dadurch geschehn, daß ich die Wahrheit zeige, und von allem Zusatz befreie. Ich kehre zu meinem Gegenstande zurück.

## 2. Artikel.

---

Von der Schwachheit der Kindheit, und der langen Dauer derselben.

Die Kinder sind so schwach und weichlich, daß man beständig für ihre Gesundheit, ihre Glieder und ihr Leben besorgt zu seyn Ursach hat. Wie viel Kummer macht das ihren Eltern nicht? Wie viel Sorgen und Noth und Aufwand, und oft alles vergebens! verursacht diese Schwäche nicht? Ein Drittel der Kinder stirbt im ersten Jahre weg; und vor dem zehnten Jahre ist die Hälfte dahin. Wie viele Menschenleben gehn da verloren! wie viel unnütze Mühe und Sorge und Schmerz und Angst?

Mit



Mit den Thieren ist lange nicht so, ihre Schwäche ist nicht so groß, und dauert beiweitem nicht so lange. Mit drei oder vier Jahren haben die größten Thiere ihre Vollkommenheit erreicht, und bei der Geburt sind sie schon zur Hälfte reif. Viele werden fast vollkommen geboren. Das Kind hingegen ist, bei seiner Geburt, und noch lange nachher, eine hülflose Masse; seine Kräfte entwickeln sich spät, langsam: nach langen Jahren erst erreicht es seine Vollendung. Diese Klagen sind alle wahr.

Ich sehe aber zwischen Menschen und Thieren einen zwiefachen Unterschied.

1) Erstere haben eine vollkommene Bildung, und ein längeres Leben.

2) Sie haben noch eine Bildungsfähigkeit, die von der Erziehung ihre Entwicklung erwartet.

Ich rede nicht von der äußerlichen Schönheit des Menschen, denn der Zweifler und der Wisling möchten uns sagen, daß wir den Menschen nur deswegen so schön finden, weil wir Menschen sind; und daß wir unter der Gestalt des Affen und der Ziege, die Ziegen, und Affengestalt die schönste finden würden; und dieser Einfall möchte wol nicht der ungereimteste un-

ter den andern seyn. Ich rede nur von der innern Vollkommenheit. Ganz gewiß ist unsre Organisation ganz anders, viel vortreflicher, als die der Thiere. Unsre Bewegungen sind mehrentheils freier, sie sind mannigfaltiger, wir haben körperliche Fähigkeiten, die die Thiere nicht haben; wir haben Finger, und eine große Geschicklichkeit darin; unsre Hände müssen also anders, besser organisirt seyn, als der Huf des Pferdes, und die Tazze des Löwen. Wir singen, wir reden; unsre Kehlen müssen also anders, besser organisirt seyn, als die der Thiere. Wir haben mehr, vortreflichere Sinne, als die Thiere; wir haben mannigfaltigere Empfindungen; also muß unser ganzes Nervensystem, unser Gehirn, unser Rückenmark, unsre Fibern, unsre Haut eine weit edlere Beschaffenheit haben. Unser Körper ist also zusammengesetzter, vollkommener, als der Körper der Thiere.

Wenn es wahr ist, was die Naturkundigen behaupten, daß der Mensch, im Verhältniß mit der Masse des Körpers, die größte Stärke besitzt, so muß nothwendig seine Bildung vortreflicher seyn.

Sein Leben ist auch, im Verhältniß mit der Masse des Körpers, weit länger, als das Leben irgend eines Thieres. Ein Hund erreicht schwer-

schwerlich das fünfzehnte Jahr; das Pferd, der Ochse, die doch wenigstens eine dreimal größere Masse haben, als der Mensch, leben kaum zwanzig. Man sagt, daß der Elephant zweihundert Jahr erlebt. Allein, im Verhältniß mit seiner Größe ist das nichts; denn er ist doch wenigstens zwanzigmal größer als der Mensch, und dieser erreicht im Durchschnitt dreißig Jahre; dieses würde für den Elephanten sechshundert Jahre, also ein dreimal längeres Leben, betragen. Das hundertjährige Leben des Hirsches, der Krähe, des Karpfens rechne ich unter die unerwiesnen Dinge.

Es wäre kein Wunder, wenn die Fische länger lebten, als der Mensch; ihr Blut ist kalt, ihre Bewegungen sind sehr simpel, und ihr Bau äußerst grob und einfach, in Vergleichung mit dem Menschen. Je gröber ein Werk ist, desto dauerhafter kann es seyn, weil jedes Stück desselben mehr Masse hat.

Je mehr ein Körper Masse hat, desto dicker und stärker können seine Theile seyn, und desto länger muß er dauern; das ist offenbar; weil er den zerstörenden Kräften einen größern Widerstand leisten kann. Wenn alles, Materie und Gewebe, übrigens gleich ist, so muß die Dicke der Masse die Dauer bestimmen, nach ge-

wissen Verhältnissen; zwar nicht gerade nach der Größe der Masse; denn je größer diese ist, desto mehr hat sie Oberfläche, und desto mehr kann sie angegriffen werden, und der Zerstörung Raum geben. Die Körper müßten also, dächte ich, nicht eigentlich nach Maaßgabe ihres Umfanges, sondern nach Maaßgabe ihres Durchmessers dauern. Und dieses ist von dem Durchmesser eines jeden innern und äußern Theils, das dem Verderben ausgesetzt ist, und nicht von dem Durchmesser des Ganzen zu verstehn.

Wenn Körper von ungleicher Masse eine gleiche Dauer haben, so muß das innere Gewebe des kleineren fester, seine Theile genauer in einander gefugt, und stärker unter sich verbunden seyn. Das nemliche gilt, wenn ein Körper von gleicher Masse länger dauern soll. Das ist ganz ungezweifelt richtig. Daraus folgt aber nun, daß der menschliche Leib weit vollkommner, von einem weit dichteren Gewebe, von besser ausgearbeiteten und genauer verbundenen Theilen zusammengesetzt seyn muß, als der Leib der Thiere; da er doch in Verhältniß seiner Masse weit länger dauert.

Man bedenke nun noch die Arbeiten des Menschen, die ihn erschöpfen, und vor allen die Geistesanstrengung, das Nachdenken, das alle

alle Kräfte in ihrer ersten Quelle, in dem Gehirn, angreift; die Weichlichkeit, die sein Leben untergräbt; die Leidenschaften, die es bestürmen: und man berechne darnach die Dauerhaftigkeit seines Körpers, der das alles aushält, und doch so lange währt. Wenn wir Menschen so simpel, so mäßig, so ruhig, wie die Thiere, lebten; so bin ich versichert, daß unser Mittelalter wenigstens sechzig Jahre betrüge.

Also feinerer, zusammengesetzterer Bau, und doch viel längere Dauer, ohnerachtet der zerstörenden Eigenheiten des Menschen. Wie viel vorzüglichlicher und edler muß dieser Bau nicht seyn!

Jedes Ding in der Natur, so wie in der Kunst, erfordert zu seiner Reife eine desto längere Zeit, je vortrefflicher es ist. Das läßt sich ganz leicht denken; denn je mehr Theile da sind, je besser ein jeder ausgearbeitet ist, je genauer er in die andern paßt; desto mehr gehört Genauigkeit und Arbeit, Zubereitung, Einrichtung und Zeit dazu. Die edelsten Früchte reifen am spätesten; die festesten Holzarten haben den langsamsten Wachsathum; die Steine erfordern Jahrhunderte, und die Edelgesteine vielleicht Jahrtausende.

Muß

Muß der menschliche Leib, der vollkommenste unter allen lebendigen Körpern; nicht, nach diesem Gesetze, eine weit längere Zeit seiner Entwicklung und Vollkommenheit bedürfen; als irgend ein anderer; eine Zeit, die mit seiner Vortreflichkeit im Verhältniß sey?

Sollte nun die Langsamkeit unsers Wachstums, und die Dauer unsrer Schwäche und Unbrauchbarkeit, als ein Uebel angesehen werden? Ist sie nicht vielmehr ein schätzbares Gut, da sie die Quelle oder das Werkzeug unsrer Größe und Vollkommenheit ist? Wir könnten geschwinder reifen, wenn wir auf die Fähigkeiten des Stieres eingeschränkt wären. Dann würden wir eben so schnell, als er, unsern Wachsthum vollenden; und — eben so früh, als er, sterben! Wer möchte sich dieses Loos wünschen? Freilich hat diese wohlthätige Langsamkeit des Wachstums manchen Nachtheil, der aber aus dem Guten entspringt.

Aber die Schwäche selbst ist doch wol ein Uebel? Unangenehm ist sie freilich nicht; aber es ist auch manches Gute, ja Vortrefliche unangenehm. Der Bau des Menschen soll sich zu einer großen Vollkommenheit erheben; also müssen alle Theile bearbeitet, genau bearbeitet werden. Wenn sie aber stark, fest wären, könnte die  
die

die Bearbeitung nicht geschehn; sie müssen also zart, biegsam, d. h. schwach seyn.

Der Mensch soll gebildet werden; diese Bildung besteht in einer Menge Fähigkeiten und Kräfte, die er durch Uebung erlangen muß.

Er wird nicht geschickt geboren, die Erziehung muß ihn erst dazu machen. Diese Bildung hat ihre großen Schwierigkeiten, und erfordert, daß das Kind gebildet werden könne, und sich bilden lassen wolle. Um Bildung anzunehmen, muß es schwach seyn, weiche Theile haben, die sich in die Uebungen schicken, und Eindrücke annehmen. Die Bildung ist ihm öfters beschwerlich und unangenehm; es muß oft dazu gezwungen werden; und wie wollte man es zwingen, wenn es die Festigkeit, die Dauerhaftigkeit, und folglich die Stärke des Mannes hätte? Also ist selbst diese Schwäche gut, vorzuziehen, nothwendig; und aller Schade, der daraus entsteht, und der nicht geringe ist, ist eine Wirkung des Guten. \*)

II. Ka.

\*) „Wie werden die thierischen Triebe bei dem Menschen unterdrückt? Wie bringt die Natur sie unter die Herrschaft der Nerven? Lasset uns ihren Gang von Kindheit auf betrachten; er zeigt uns  
„das

II. Kapitel.

---

Von dem positiven Uebel in der Natur.

---

I. Artikel.

---

Von Feuersbrünsten, Vulkanen, Erdbeben,  
Uberschwemmungen, Stürmen, brennen:  
der Hitze, Kälte und Hagelschlag.

Feuersbrünste entstehen aus der Brennbarkeit  
unserer Gebäude, oder des Holzes, und dem  
Uebel

„das, was man oft so thöricht, als menschliche  
„Schwachheit bejammert hat, von einer ganz an-  
„dern Seite.

„Das menschliche Kind kommt schwächer auf die  
„Welt, als keines der Thiere; offenbar, weil es zu  
„einer Proportion gebildet ist, die im Mutterleibe  
„nicht ausgebildet werden konnte. Das vierfüßige  
„Thier nahm in seiner Mutterschooß vierfüßige  
„Gestalt an; und gewann, ob es gleich im Anfang  
„eben so unproportionirt am Kopf ist, wie der Mensch,  
„zuletzt



Uebermaas des Feuers. Feuer ist gut, und ich denke, daß es niemand wegwünschen wird.

Freilich,

„zuletzt völliges Verhältniß; oder bei nervenreichen  
 „Thieren, die ihre Zungen schwach gebähren, er-  
 „stattet sich doch das Verhältniß der Kräfte in eini-  
 „gen Wochen und Tagen. Der Mensch allein bleibt  
 „lange schwach; denn sein Gliederbau ist, wenn ich  
 „so sagen darf, dem Haupt zuerschaffen worden,  
 „das übermäßig groß im Mutterleibe zuerst ausge-  
 „bildet ward, und also auf die Welt tritt. Die an-  
 „dern Glieder, die zu ihrem Wachsthum irdische  
 „Nahrungsmittel, Luft und Bewegung brauchen,  
 „kommen ihm lange nicht nach, ob sie gleich  
 „durch alle Jahre der Kindheit und Jugend zu  
 „ihm, und nicht das Haupt verhältnißmäßig zu  
 „ihnen wächst. Das schwache Kind ist also, wenn  
 „man will, ein Invalide seiner obern Kräfte, und  
 „die Natur bildet diese unablässig und am frühe-  
 „sten weiter. Ehe das Kind gehen lernt, lernt  
 „es sehen, hören, greifen, und die feinste Mecha-  
 „nik und Meßkunst dieser Sinne üben. Es übt sie  
 „so instinktmäßig, als das Thier; nur auf eine fei-  
 „nere Weise. Nicht durch angeborne Fertigkeiten  
 „und Künste; denn alle Kunstfertigkeiten der Thiere  
 „sind Folgen gröberer Reize; und wären diese  
 „von Kindheit an herrschend da, so bliebe der  
 „Mensch ein Thier, so würde er, da er schon alles  
 „kann, ehe ers lernte, nichts menschliches lernen.  
 „Entweder mußte ihm also die Vernunft, als In-  
 „stinkt angeboren werden, welches sogleich als ein  
 „Wider-

Freilich, wird man sagen, ist das Feuer auf dem Heerde, in dem Ofen, an der Lampe, in der

„Widerspruch erhellen wird; oder er mußte, wie er  
„jetzt ist, schwach auf die Welt kommen, um Ver-  
„nunft zu lernen.

„Von Kindheit auf lernte er diese, und wird,  
„wie zu seinem künstlichen Gange, so auch zur Ver-  
„nunft, zur Freiheit und menschlichen Sprache,  
„durch Kunst gebildet. Der Säugling wird an die  
„Brust der Mutter über ihrem Herzen gelegt; die  
„Frucht des Leibes wird der Säugling ihrer Arme.  
„Seine freiesten Sinne, Aug' und Ohr, erwachen  
„zuerst, und werden durch Gestalten und Töne ge-  
„leitet; wohl ihm, wenn sie glücklich geleitet wer-  
„den! Allmählig entfaltet sich sein Gesicht, und  
„hängt am Auge der Menschen um ihn her, wie  
„sein Ohr an der Sprache der Menschen hängt, und  
„durch ihre Hülfe die ersten Begriffe unterscheiden  
„lernt. Und so lernt seine Hand allmählig greifen;  
„nun erst streben seine Glieder nach eigener Übung.  
„Er war zuerst ein Lehrling der zwei feinsten Sinne;  
„denn der künstliche Instinkt, der ihm angebildet  
„werden soll, ist Vernunft, Humanität, mensch-  
„liche Lebensweise, die kein Thier hat und lernt.  
„Auch die gezähmten Thiere nehmen nur thierisch  
„einiges vom Menschen, aber sie werden nicht  
„Menschen.

„Hieraus erbillet, was menschliche Vernunft  
„sey; ein Name, der in den neuern Schriften so  
„oft

der Schmiede, gut; aber das Feuer an den Balken des Hauses, ist böse. Das ist leerer Witz. Es ist immer dasselbe Feuer.

Sollte

„oft als ein Automat gebraucht wird; und als ein  
„solches nichts als Misdeutung gibt. Theoretisch  
„und praktisch ist die Vernunft nichts, als etwas Ver-  
„nommenes, eine gelernte Proportion und Rich-  
„tung der Ideen und Kräfte, zu welcher der Mensch,  
„nach seiner Organisation und Lebensweise gebildet  
„worden. Eine Vernunft der Engel kennen wir  
„nicht: so wenig als wir den innern Zustand eines  
„tiefern Geschöpfes unter uns innig einsehen; die  
„Vernunft des Menschen ist menschlich. Von Kind-  
„heit auf vergleicht er Ideen und Eindrücke seiner  
„zumal feinem Sinne, nach der Feinheit und Wahr-  
„heit, in der sie ihm diese gewähren, nach der An-  
„zahl, die er empfängt, und nach der innern Schnell-  
„kraft, mit der er sie verbinden lernt. Das hier-  
„aus entstandene Eins ist sein Gedanke, und die  
„mancherlei Verknüpfungen dieser Gedanken und  
„Empfindungen zu urtheilen von dem, was wahr  
„und falsch, gut und böse, Glück und Unglück ist:  
„Das ist seine Vernunft, das fortgehende Werk  
„der Bildung des menschlichen Lebens. Sie ist ihm  
„nicht angeboren; sondern er hat sie erlangt; und  
„nachdem die Eindrücke waren, die er erlangte,  
„die Vorbilder, denen er folgte; nachdem die innere  
„Kraft und Energie war, mit der er diese mancher-  
„lei Eindrücke zur Proportion seines Innersten ver-  
L. Band. R „band:

Sollte man wol die Brennbarkeit des Holzes anklagen? Ich hoffe es nicht. Sie thun  
und

„band: nachdem ist auch seine Vernunft reich oder  
„arm, krank oder gesund, verwachsen oder wohl er-  
„zogen, wie sein Körper. Täuschte uns die Natur  
„mit Empfindungen der Sinne, so müßten wir uns,  
„Ihr zu Folge, täuschen lassen; nur so viele Menschen  
„einerlei Sinne hätten, so viele täuschten sich gleich-  
„förmig. Täuschen uns Menschen, und wir haben  
„nicht Kraft oder Organ, die Täuschung einzusehn,  
„und die Eindrücke zur bessern Proportion einzusamm-  
„len; so wird unsre Vernunft krüppelhaft aufs ganze  
„Leben. Eben weil der Mensch alles lernen muß, ja  
„weil es sein Instinkt und Beruf ist, alles, wie seinen  
„geraden Gang, zu lernen; so lernt er auch nur durch  
„Fallen gehn, und kömmt oft nur durch Irren zur  
„Wahrheit; indessen sich das Thier auf seinem vier-  
„füßigen Gange sicher fortträgt: denn die stärker aus-  
„gedruckte Proportion seiner Sinne und Triebe sind  
„seine Führer. Der Mensch hat den Königsvorzug,  
„mit hohem Haupt, aufgerichtet weit umher zu  
„schauen, freilich also auch vieles dunkel und falsch  
„zu sehen, oft sogar seine Schritte zu vergessen, und  
„erst durch Straucheln erinnert zu werden, auf  
„welcher engen Basis das ganze Kopf- und Herzens-  
„gebäude seiner Begriffe und Urtheile ruhn; indes-  
„sen ist und bleibt er, seiner hohen Verstandesbe-  
„stimmung nach, was kein andres Erdengeschöpf  
„ist, ein Göttersohn, ein König der Erde.“

(Herder Ideen zur Phil. der Gesch. der Menschheit.)

uns zu viele Dienste. Feuer und Brennbarkeit sind vortrefliche Dinge.

Ja

An einem andern Orte sagt der Verfasser:

„Alle lebendige Erdengeschöpfe, die sich bald zu vollenden haben, wachsen auch bald; sie werden früh reif, und sind schnell am Ziel des Lebens. Der Mensch, wie ein Baum des Himmels aufrecht gepflanzt, wächst langsam. Er bleibt, gleich dem Elephanten, am längsten im Mutterleibe; die Jahre seiner Jugend dauern lange, unvergleichbar länger, als irgend eines Thieres. Die glückliche Zeit also zu lernen, zu wachsen, sich seines Lebens zu freuen, und es auf die unschuldigste Weise zu genießen, zog die Natur so lange, als sie ziehen konnte. Manche Thiere sind in wenigen Jahren, Tagen, ja beinah schon im Augenblicke der Geburt ausgebildet: sie sind aber auch desto unvollkommener, und sterben desto früher. Der Mensch muß am längsten lernen, weil er am meisten zu lernen hat, da bei ihm alles auf eigenerlangte Fertigkeit, Vernunft und Kunst ankommt. Würde nachher auch durch das unnennbare Heer der Zufälle und Gefahren sein Leben abgekürzt; so hat er doch seine sorgenfreie, lange Jugend genossen, da, mit seinem Körper und Geist, auch die Welt um ihn hervuchs, da, mit seinem langsamheraufsteigenden immer erweiterten Gesichtskreise, auch der Kreis seiner Hoffnungen sich weitete, und sein jugendliches Herz in rascher Neugier, in un-

Ja wenn nur das Feuer nicht auf unrechte Dinge käme! Mensch, das ist deine Sache; sey vorsichtig, schränke das Feuer gehörig ein; du

„geduldiger Schwärmerei für alles Große, Gute  
 „und Schöne, immer heftiger schlagen lernte. Die  
 „Blüte des Geschlechtstriebes entwickelt sich bei ei-  
 „nem gesunden, ungereizten Menschen später, als  
 „bei irgend einem Thier: denn er soll lange leben,  
 „und den edelsten Saft seiner Seelen- und Leibes-  
 „kräfte nicht zu früh verschwenden. Das Insekt,  
 „das der Liebe früh dienet, stirbt auch früh.

„Im väterlichen Hause entstand die erste Gesell-  
 „schaft, durch Bande des Blutes, des Vertrauens  
 „und der Liebe verbunden. Also auch um die Wild-  
 „heit der Menschen zu brechen, und sie zum häus-  
 „lichen Umgange zu gewöhnen, sollte die Kindheit  
 „unseres Geschlechts lange Jahre dauern; die Na-  
 „tur zwang und hielt es durch zarte Bande zusam-  
 „men, das es sich nicht, wie die bald ausgebilde-  
 „ten Thiere, zerstreuen und vergessen konnte. Nun  
 „ward der Vater der Erzieher seines Sohnes, wie  
 „die Mutter seine Säugerin gewesen war; und so  
 „ward ein neues Glied der Humanität verknüpft.  
 „Hier lag nemlich der Grund zu einer nothwendi-  
 „gen menschlichen Gesellschaft, ohne die kein Mensch  
 „aufwachsen, keine Mehrheit von Menschen seyn  
 „könnte. Der Mensch ist also zur Gesellschaft gebo-  
 „ren; das sagt ihm das Mitgefühl seiner Eltern, das  
 „sagen ihm die Jahre seiner langen Kindheit.“

II. K. Pof. Ueb. 1. Art. Feuersbrünste, 2c. 261

du hast es in deinen Händen. Und den Blitz? — auch den; mache Ableiter, lerne die Dinge kennen, merke auf Selbstentzündungen, verhüte sie, und klage nicht, wenn du das Unglück verschuldest.

Vulkane richten schreckliche Verwüstungen an!  
Ja. Was sind Vulkane? Ausbrüche, Ueberfluß des unterirdischen Feuers. Worauf geht nun die Klage, auf den Ausbruch, oder auf das unterirdische Feuer, oder auf die Verheerung der menschlichen Anstalten durch den Ausbruch?

Soll eine unterirdische unermessliche Glut keinen Ausgang finden? Kann Feuer ohne Luft dauern, kann es eingesperrt bleiben? Der Ausbruch mäßigt die Glut, damit sie nicht die Erde verzehre; eben so macht der Mensch große Wasserbehälter, die den Ueberfluß des Stromes empfangen, und die Ueberschwemmung verhüten. Neapel und Sicilien sehens gern, wenn ihre Vulkane jährlich auswerfen, dann fürchten sie nichts. Die Feuerschlünde hatten einige Jahre geruht, da bebte die Erde, und Messina und Rhegio wurden umgestürzt. Es war des eingekerkerten Feuers zu viel geworden.

Warum aber das unterirdische Feuer? Gewiß hat es seine weisen Absichten und guten Nutzen; sonst wär' es nicht da. Damit ist aber der Leser nicht zufrieden. Wohlan denn!

Die Erde ist ein unerschöpfliches Laboratorium, das ohn Aufhören Leben und Pflanzen und Mineralien erzeugt, und die Materialien dazu vorbereitet und reift. Wer würde uns sagen, was dazu gehört, und wie viel man von den jetzigen Einrichtungen verändern und wegnehmen kann, ohne diese Arbeit zu stören? Können die organischen Theile, die Nahrungsstoffe für das Thier- und Pflanzenreich; können die Steine, die Metalle und alle unterirdischen Erzeugnisse, ohne unterirdisches Feuer gebildet werden? „Die Sonne möchte die Erde erwärmen.“ Ja, das ist leicht gesagt. Wie tief soll sie denn in das Innere der Erde dringen? Soll sie hundert Lachter tief die Wasserbehälter vor dem Froste hüten, und die Metalle reifen? Wenn keine unterirdische Wärme wäre, so müßte vermuthlich einige Fuß tief unter der Oberfläche, alles in Eis verwandelt seyn. Unterirdisches Feuer scheint mir also nothwendig, und der Ausbruch desselben heilsam.

Warum aber wird des Feuers zu viel? Ich weiß es nicht. Vermuthlich aus Vermehrung.



mehrung seiner Quellen; also Uebermaaß des Guten.

Möchten doch immer die Vulkane ihre Feuerströme ergießen, wenn sie nur nicht die Anstalten und Wohnungen der Menschen träfen! Die Lava überströmt Catania und verzehrt zwanzigtausend Menschen. Herkulanum und Pompeja sind verschüttet. Lieber Leser! ich habe darauf eine triftige Antwort: Warum standen Catania, Pompeja und Herkulanum an dem Ort? Ist die Erde schon so besetzt, daß kein Platz mehr übrig ist, als um dem Besuch, oder auf dem Etna? Sonderbar! der Mensch baut auf dem Vulkan, und dann klagt er, daß die Lava ihn trifft! Sollen etwa der Etna und der Besuch ihm, wie der Fuchs und der Wolf, aus dem Wege gehn, und in Wüsteneien flüchten?

Erdbeben entstehen durch das unterirdische Feuer, und ich brauche mich also dabei nicht aufzuhalten. Der Mensch kann die Gefahr durch die Bauart sehr vermindern.

Erdfälle werden durch unterirdische Ströme verursacht, und sind selten sehr schädlich. Sie sind die Wirkung einer guten Ursach, nemlich des Wassers.

Ueberschwemmungen und Stürme sind das Uebermaaß guter Dinge, der Flüsse und der Winde; das ist klar. Eben so, brennende Hitze.

Die Kälte ist wol eigentlich nicht schädlich, sondern nur unbequem; der Grönländer kann sie recht gut vertragen; und wir wissen Mittel, uns davor zu schützen. Aber man klagt doch darüber.

Daß die Kälte sehr heilsam und wohlthätig ist, sieht man daraus, daß die Nordländer gemeiniglich größer, stärker, gesunder, als die Einwohner der heißeren Erdstriche sind; und daß die mehresten Seuchen im Sommer bei der Hitze anfangen, und alle im Winter, beim Frost, aufhören. Die Kälte stärkt den Leib, da ihn die Wärme schwächt, und die Hitze ihn niederschlägt. Die Kälte ist also sehr gut.

Man möchte aber lieber eine immer gleiche, immer gemäßigte Wärme haben. Das ist eher gesagt, als bedacht. Sonnenschein und Regen, Tag und Nacht sollen doch mit einander abwechseln; nicht wahr? Nun denke man sich dabei eine immer gemäßigte, immer gleiche Wärme! Wer will das Mittel dazu angeben? Man will doch auch Früchte haben, sie sollen wachsen

wachsen und — reifen. Und dabei soll die Wärme immer gemäßigt seyn! Es sollen auch wol alle Theile der Erde erwärmet werden, und Früchte genießen, Licht zur Arbeit, und Schatten zur Ruh haben? Und dabei eine immer gemäßigte, immer gleiche Wärme? Was man doch für Forderungen thut!

Der Hagel entsteht aus der Kälte der obern Luft, in welcher die leichtesten Dünste schweben. Die Dünste sind doch gut! Und die Kälte der obern Luft? Sie kann dort oben, wo sie dünne ist, und in der Entfernung von der Erde, bei schwacher Zurückprallung der Sonnenstralen, nicht so warm seyn, wie die untere, wo die Reibung stark ist, und die Sonnenstralen sich häufig aufhalten. Und ich glaube, daß uns mit der Erwärmung jener wenig gedient seyn würde; denn da wir schon über die Hitze im Sommer so sehr klagen, was würde es seyn, wenn die obere Luft, statt uns zu kühlen, uns noch mehr erhizte?

Der Hagel thut vielen Schaden, das ist wahr. Wenn er aber ein Mittel wäre, die übermäßige schädliche Hitze zu dämpfen, viele faule und Entzündungskrankheiten zu verhüten, Menschen und Vieh gesund und munter zu erhalten, so würde der Nutzen desselben gewiß

den Schaden überwiegen. Wenigstens ist es gewiß, daß er aus wohlthätigen Kräften, Wasserdünsten und Kühlung entsteht.

## 2. Artikel.

---

### Von den Krankheiten.

Sind die Krankheiten auch die Wirkung von guten Kräften? und von welchen?

Sie sind die Wirkung von Kräften, die auf den Körper wirken. Sie wirken auf denselben desto geschwinder und heftiger, je weicher der Körper ist. Die Weichheit des Körpers aber ist, wie wir gesehn haben, eine nothwendige Eigenschaft zu seinem Wachsthum und seiner Bildung; seine Empfänglichkeit ist die Quelle unsrer Vergnügungen, der Reiz zur Thätigkeit, zur Uebung seiner Kräfte, und zu nützlichen Unternehmen.

Je nachdem der Körper an Festigkeit zunimmt, wird die Einwirkung der schadenden Kräfte immer schwächer; allein diese widerstehende Festigkeit macht auch die Genesung schwerer, und widersteht den ersetzenden so gut, als den zerstörenden Kräften. Wer kann eine andre  
Einrich.

Einrichtung denken? Der Körper muß erstlich weich seyn, daß er gebildet werden könne; er muß, zur Dauer, zum Gebrauch und Genuß, Festigkeit erhalten. Weichheit ist also gut, und Festigkeit auch. Das leichtere Zerstören, das aus Weichheit entsteht, und die schwerere Genesung, die die Festigkeit bewirkt, sind zwei Uebel, die aus vortreflichen Quellen fließen.

Die äußerste Festigkeit des Körpers ist Steifheit, wie sie im hohen Alter entsteht. Alle Bewegungen sind langsam, weil das Blut träge fließt, und die Fasern trocken und hart sind. Eben deswegen sind alle Sinne stumpf. Der letzte Grad der Verhärtung bringt den Tod.

Wir sollen Bewegung haben; Bewegung ist Leben und Genuß. Sie erfordert aber Zusammensetzung, und Biegsamkeit, oder Weichheit der Theile. Auch sind jederzeit unsre Fasern in einem gewissen Grade weich, und folglich verletzbar.

Je mehr ein Körper zusammengesetzt ist, desto eher können seine Theile in Unordnung gerathen. Eine Uhr wird leichter, als ein roher Klumpen Eisen zerstört.

Wo Bewegung ist, ist Reibung; und Reibung zerstört.

Auß

Aus allen diesen Gründen ist der Leib zerstörbar. — Und Biegsamkeit, Zusammensetzung, Bewegung sind doch gut?

Das war von der Empfänglichkeit oder Zerstörbarkeit des Körpers; nun aber die wirkenden Ursachen der Krankheiten.

Man kann die Krankheiten ansehen, entweder als Auflösung und Verderben einiger Theile unsers Leibes; oder als Ausleerungen, wodurch sich die Natur von verdorbenen Säften befreit.

Die Ausleerungen sind, Ausschläge, als Blattern und Fleckfieber, und leichtere Krankheiten der Haut; Durchfälle, Husten, Fieber, ohne Schaden, triefende Augen, u. s. w. Diese Ausleerungen sind unbequem, schmerzhaft, auch wol gefährlich. Aber sie sind doch eine Wohlthat, eine Wirkung der heilsamen Kraft der Natur, die zur Erhaltung des Körpers, und daher zu seiner Reinigung von schädlichen Säften, beschäftigt ist. Also kann man diese Ausleerungen einigermaßen als Arzneien betrachten, die Krankheiten zu heben.

Woher kommen aber die Krankheiten? Aus Mangel oder Ueberfluß der Nahrungssäfte; aus Verderbenheit derselben; aus der Stokung einiger flüssigen Theile im Leibe; aus äußerlicher  
oder

oder innerlicher Verletzung eines Theiles des Körpers.

Ueberfluß der Säfte, ihre Verdorbenheit, Unordnung im Blute, und Hemmung der Ausdünstung, sind die gemeinsten Quellen der innern Krankheiten.

Ueberfluß der Säfte ist Uebermaaß der Nahrung, also einer sehr guten Kraft. Sie erhält dies schädliche Uebermaaß durch die Unmäßigkeit und die Trägheit, und folglich durch die Schuld des Menschen, aus der Begierde zum Genuß.

„Es wäre besser, wenn diese Ueberfüllung nicht geschehn könnte.“ Wie ist das zu verstehen? Sollen die überflüssigen Speisen keine Nahrung geben; oder sollen die Gefäße sich ins unendliche ausdehnen können, so daß sie niemals, auch von den größten Ausschweifungen und der übermäßigsten Ueberfüllung nicht beschwert würden? Oder soll der Mensch mäßig seyn? Ja, der letzteren Meinung bin ich auch.

Verderben und Gährung der Säfte. Das ist eine Art von Auflösung. Die Auflösbarkeit überhaupt ist sehr heilsam und nothwendig; denn unsre Säfte sollen sich ja in Haut, Knochen und Fleisch auflösen und verwandeln; dar-  
in

in besteht die Ernährung. Da wir aber die Natur der heilsamen Auflösung, welche die Nahrung bewirkt, nicht kennen; so ist uns unmöglich zu bestimmen, worin die schädliche Auflösung, aus welcher die Krankheiten entstehen, von jener verschieden ist. Sehr wahrscheinlich sind beide im Grunde einerlei; vermuthlich ist zwischen Nahrung und Krankheit kein anderer Unterschied, als der Grad der Auflösung, oder ein zufälliger Zusatz, eine größere oder mindere Menge irgend eines Bestandtheils. Soll es in der Natur keine Kräfte geben, die diese Gährung und Auflösung bewirken können? Diese Kräfte sind noch unbekannt, und folglich kann man nach ihrem Nutzen nicht fragen, und noch weniger ihn läugnen. Vermuthen darf man ihn aber, weil diese Kräfte da sind.

Wallung, Unordnung im Blut. — Die Unordnung ist die Folge von den Wallungen. Die Wallungsfähigkeiten des Blutes aber? —

Nachdenken, Muth, Triebe, Kraft, hängen sehr von den Bewegungen des Blutes ab, und sind sehr verschieden, je nachdem das Blut munter oder träge fließt. Der Mensch ist, bei einem leichten, flüchtigen Umlaufe des Blutes, ganz ein anderer Mensch, als bei einem trägen, schweren Umlaufe. Die schnelle Bewegung ist also



also gut. Sie kann aber nicht immer dauern, sonst würden die Kräfte bald erschöpft seyn. Es muß also wieder nachlassen, und langsam fließen. Also muß der Lauf des Blutes veränderlich seyn, er muß können, durch Anstrengung und andre Mittel, beschleuniget werden. Folglich müssen Reize da seyn. Sie sind vortreflich, nothwendig. Sie können aber, theils durch ihre Dauer, theils durch ihre Hestigkeit, theils durch die augenblickliche oder beständige Schwäche des Subjekts, auf welches sie wirken, zuweilen durch ganz unbedeutende, unmerkliche Nebenumstände, übermäßig wirken; dann entstehn Lungenentzündungen, hizzige Fieber, u. s. w. übermäßige, fürchterliche Wirkungen wohlthätiger Kräfte.

Der Leser wird wol sehn, daß ich von den Erhitzungen nicht spreche, die der Mensch im Rausche des Vergnügens sich unvorsichtiger Weise zuzieht. Sie sind auch Folgen derselben nützlichen Kräfte, deren Uebermaß der Mensch verschuldet hat.

Der rohe Mensch ist mehreren Krankheiten, als die Thiere, ausgesetzt, und der gesittete, feinere, gebildete Mensch leidet mehr, als jener. Die Leiden des ersteren sind eine Folge der edleren Bildung des Menschen überhaupt.

Wer

Wer dawider klagt, ist dazu eben so befugt, als der seyn würde, der damit unzufrieden wäre, daß seine saubere Taschenuhr nicht so dauerhaft ist, als die Uhr auf dem Thurme.

Der civilisirte Mensch leidet noch mehr, als der rohe; weil seine Bildung durch Erziehung, durch Nahrung und Uebung noch vollkommener geworden ist; sein Blut ist feuriger, seine Nerven feiner, seine Sinne ausgebildeter, seine Glieder geschickter; es sind bei ihm mehr Fähigkeiten entwickelt, er hat mehr Leben; er muß also wol reizbarer seyn. Seine Leiden sind also eine Folge seiner höheren Vollkommenheit.

Einen andern Theil seiner Leiden hat er seiner Bequemlichkeit, seiner Ueppigkeit, seiner künstlichen und reichlich besetzten Tafel, seinen reizenderen Vergnügen, seinem feineren Genusse zu danken. Will man weniger leiden, und ohngefähr die Gesundheit des Wilden, oder der Thiere genießen? nun so lebe man, wie sie; man gehe nackt, oder bekleide sich mit einem Pelze, man beziehe den Schatten eines Baums, eine Felsenhöle, eine Leimhütte; man esse ungewürztes Fleisch, Früchte oder Gras, und trinke Wasser dazu. Hier auch erzeugt das Gute unser Uebel.

Anhal.

Anhaltende Arbeit, und vor allem Geistesarbeit, das edelste Geschäft des Menschen, das ihn über alle seine Mitgeschöpfe auf Erden erhebt, ist eine reichhaltige Quelle von Krankheiten und Schmerzen. Ich sage von den Gewerben nichts, die das Leben des Menschen in Gefahr setzen, weil ich hier von Schmerzen und Krankheiten, nicht aber von dem Tode rede. Nur derjenigen Gewerbe will ich hier gedenken, die die Gesundheit angreifen, zerrütten, zerstören, die Glieder lähmen, die Konstitution verderben. Der Bergmann, der Scheidekünstler, die bei ihrer Arbeit arsenikalische Dämpfe einhauchen, werden vor der Zeit alt. So gehts auch allen denen, die die Metalle bearbeiten, und mit Feuer umgehn; Gliederschmerzen sind ihr gewöhnlicher Theil. Eine Menge Andern, deren Arbeit sie auf ihren Stuhl fesselt, tragen in ihren Gelehrden, in der Stellung und Bildung ihres Körpers, die Zeichen ihres Gewerbes. Vor allen aber klagt der arbeitsame Gelehrte über seine zerrüttete Gesundheit, die fürchterliche Hypochondrie verbittert ihm das Leben, und stört seinen Geist in seinen Verrichtungen. Mensch, erkennst du nicht, daß dein Ungemach aus deinen Vorzügen fließt? bist du mit deinem Loos unzufrieden? Du kannst es ändern; schlummre; laß deine Kräfte und deine Gefühle

in Unthätigkeit und Unvermögen versinken; entsage dem Genuß, entsage der Freude, die aus der Wahrheit und dem Nachdenken auf die fließt, die sich der Untersuchung der Wahrheit widmen, sinke zum Feuerländer, oder, wenn du noch sicherer seyn willst, zum Stiere und zum Bären herab!

„Warum aber muß das unschuldige Kind  
 „die Lüste und Thorheiten des Vaters büßen,  
 „und öfters das Opfer für dieselben werden?  
 „Warum werden, nach dem unter Juden gang-  
 „baren Sprichworte, die Zähne der Kinder  
 „stumpf, wenn die Eltern saure Beeren essen;  
 „und erstreckt sich die Strafe der Sünde bis  
 „auf das dritte und vierte Glied? Fließt dieses  
 „bittere Uebel auch aus guten Quellen?“

Warum die Väter krank werden, haben wir schon untersucht; und es bleibt die Frage: Warum die Krankheit, die Schwäche auf die Kinder forterbt? Ich weiß nicht, wie man solche Frage aufwerfen kann. Das Kind, das aus den Säften des Vaters entsteht, und aus den Säften der Mutter Nahrung und Entwicklung erhält; das soll frei von ihren Unvollkommenheiten seyn! Die Bestandtheile, die Nahrungssäfte, die es bekommt, sind verdorben, vergiftet; und es soll gesund seyn! das ist nicht denkbar.

Um

Um das Kind zu retten, müßten alle Gesetze der Natur verändert, umgeworfen werden; es müßte ohne Vater und Mutter das Tageslicht erblicken. Aber wie würde es da mit der Bildung des Menschen, mit der Erziehung aussehn? Wenn der Mensch, wie eine Pflanze, hervorzüchse, würde er, wie eine Pflanze, der bloßen Natur überlassen seyn; er würde weiter nichts, als eine Pflanze, oder höchstens ein Thier werden. Wollen wir denn niemals die Weisheit der göttlichen Verordnungen erkennen und verehren lernen?

Die Lustseuche entsteht aus Verderbenheit der Säfte; und von diesem Verderben hab' ich schon geredt. Ich kann von dieser fürchterlichen Krankheit insbesondre nichts sagen, sie ist noch nicht bekannt genug. Ueberhaupt ist uns die Natur und das Wesen der Krankheiten, sowohl als das innre Wesen aller Dinge, völlig unbekannt. Der Eine zieht sich im flüchtigen Tanze die Schwindsucht zu; der Andre vergiftet durch Mißbrauch die Quellen des Lebens — eines ist wie das andre, ein Verderben, das aus der vortreflichen Einrichtung des Menschen, aus seinen nützlichen, angenehmen Trieben entsteht.

Aber eine Quelle von Uebeln und Krankheiten, die der Mensch nicht verschuldet, und eine

Einrichtung des Schöpfers ist, nemlich die Würmer von so manchen Arten, die in den Eingeweiden des Menschen und der Thiere; eine Menge von Insekten, die die Haut der Thiere durchbohren, und unter dieselbe nisten, und auch den Menschen plagen würden, wenn er sich vor ihnen nicht zu schützen wüßte; was haben diese für wohlthätige Einrichtungen zum Grunde?

Erstlich müssen wir fragen, ob sie ein Uebel sind? Und das sind sie in der That, an und für sich selbst betrachtet, nicht. Soweit als die Untersuchungen der Naturforscher reichen, ist es erwiesen, daß man in den Eingeweiden aller Thiere, Würmer von mancherlei Art gefunden hat; und es steht sehr zu vermuthen, daß der Mensch davon nicht frei ist. Das Daseyn der Saamenthierchen in dem männlichen Samen ist nunmehr außer allem Zweifel. Davon sind nun aber die Thiere nicht krank; man findet bei ihnen Spuren von Krankheit, als Magerheit, Entzündung der Eingeweide oder Verletzung derselben, nur alsdann, wann diese Würmer übermäßig zunehmen. Wir sehen täglich, daß Kinder Würmer von sich geben, und folglich welche haben, ohne krank, oder nur kränklich zu seyn. Diese Einrichtung ist also nur durch das Uebermaaß, nicht aber an und für

für sich schädlich. Die vornehmste Ursach dieses Uebermaafes aber ist die Menge des Schleims; den Ausschweifungen, Ueberfüllung und die daraus entstehende Unverdaulichkeit erzeugt. Der Schleim an und für sich ist heilsam, ist nothwendig, um die Eingeweide vor der Schärfe, welche die Verdauung befördert, zu hüten. Ohne den Schleim würde die Galle, die Säure des Magens die Eingeweide angreifen. Aus allem vorhergesagten erhellet, daß das Uebermaaf der Würmer, das sie zu einer Krankheit macht, zum großen Theil von uns abhängt, und — daß alle wirkende Ursachen dieses Uebermaafes ursprünglich heilsam sind.

„Nun, ist diese Einrichtung wohlthätig?“  
 O ja, Vermehrung des Lebens in der Natur; diese ist augenscheinlich. Und wozu mag diese eine Vorbereitung seyn? Wer weiß, ob diese ganze Deconomie nicht eine bloße Vorbereitung irgend eines großen Zwecks der Natur ist. Vielleicht bereitet dadurch die Natur den Urstoff edlerer organischer Wesen, die hier ihre erste Entwicklung erhalten, um hernach eine große, wichtige Bestimmung zu erreichen! Gott allein weiß es; wir können es nicht läugnen; und solche Betrachtungen sollten uns wol behutsamer und vorsichtiger in unsern Urtheilen, und vornehm-

lich in unsern Verdammungsurtheilen über die Natur und die Einrichtungen des Schöpfers machen.

Wie leicht kann ein jedes Thier, und vor allen der Mensch durch Ueberfüllung sich schaden? der Geschmak, das Vergnügen, das der Schöpfer mit der Befriedigung der Bedürfnisse, aus Weisheit und Güte, verbunden hat, ist ein gefährlicher Reiz zur Unmäßigkeit. Sollten diese Würmer, worüber wir klagen, nicht vielleicht eine weise Vorkehrung seyn; ein Mittel, wodurch dem Uebermaaß, der Stokung der Säfte vorgebeugt würde? Sind sie vielleicht auf verdorbene, schädliche Säfte, zur Reinigung des Blutes, und zur Erhaltung der Gesundheit, angewiesen? Gibt es doch ganze Arten von Thieren, die auf Aeser angewiesen sind, um die Luft vor Ansteckung zu bewahren.

Man findet auch bei den Kindern die meisten Würmer, das mehreste Ungeziefer; und bei diesen sind gerade die Säfte in Gährung, wie es sich aus ihren eigenthümlichen Krankheiten ergibt. Beides vermindert, und verliert sich wol gar mit dem zunehmenden Alter, wann die Gährung aufhört, wann die Säfte ihre Vorbereitung erhalten haben, und mehr Gleichheit in ihrem Gange herrscht. Diese Bemerkung  
gibt



gibt meinen Vermuthungen viel Wahrscheinlichkeit.

Man wendet mir ein, daß das Ungeziefer vielmehr ein Uebel, geschweige denn ein Präservativ oder Heilmittel ist; weil diejenigen Kinder, die das mehreste haben, krank sind. Die Beobachtung an sich ist richtig, Kinder, wenn sie krank sind, haben mehr Ungeziefer, als bei gesunden Tagen. Ich glaube aber in dieser Beobachtung eine Bestätigung meines Satzes zu sehn, wenigstens ist sie mir gar nicht zuwider. Es sei mir vergönnt, mich ein wenig dabei zu verweilen; die Sache ist wichtig genug.

Die beiden Sätze

1) die Kinder sind bei Krankheiten mehr zum Ungeziefer geneigt, als bei guter Gesundheit; und

2) diejenigen, welche das mehreste Ungeziefer haben, sind krank; sind gar nicht gleichgeltend; die Wahrheit des ersten hat gar keinen Einfluß auf die Wahrheit des andern. Gesezt aber auch, daß die Menge des Ungezieters die Ursach der Krankheit wäre; was wollte man daraus für einen Schluß ziehn? Etwa, daß das Ungeziefer nicht nützlich ist, daß es keine wohlthätige Bestimmung hat, daß es seiner Natur nach ein bloßes Uebel ist? Allein

lein auch die Speisen werden schädlich; nemlich, wenn man sie übermäßig genießt. Es wird ja aber nur von dem Uebermaaß des Ungeziefers geredt.

Ich bin versichert, daß die Menge des Ungeziefers, (ich spreche von dem eigentlich sogenannten Ungeziefer, das sich auf dem Leibe aufhält, und nicht von den Würmern, die in dem Leibe wohnen;) ich bin versichert, sage ich, daß die Menge des Ungeziefers nur beschwerlich, nicht aber schädlich ist. Der Beweis davon ist, daß die Krankheit nicht aufhört, wenn man das Ungeziefer ausrottet.

Ja, ich wage es zu sagen, daß es in der Krankheit sich nur deswegen vermehrt, weil es heilsam ist, und zum Korrektiv der Krankheit dient. Ich will mich erklären.

Wir haben freilich jetzt, nachdem die Arzneiwissenschaft durch Jahrhunderte hindurch einige Vollkommenheit erreicht hat, allerlei Mittel, unsre Gesundheit wieder herzustellen, und können der Hülfe des Ungeziefers entbehren. Allein der Schöpfer hat die Erreichung seiner Absichten nicht bis zur Entdeckung und Vollkommenheit unsrer Künste und Wissenschaften ausgesetzt, sondern hat Vorkehrungen getroffen, sei-

nen

nen Zweck ohne uns zu erreichen. Wir können jetzt füglich des Ungeziefers, als einer Arznei entbehren, und wir thun wohl, durch Fleiß und Reinlichkeit uns von dieser Beschwerde zu befreien. In den ersten Zeiten aber mochte es nützlich und vielleicht nötig seyn, um den gährenden Ueberfluß der Säfte wegzuschaffen. Noch jetzt mag diese Oekonomie den Völkern dienen, die unsre Wissenschaften nicht kennen.

Es ist nicht das Ungeziefer, das die Krankheit erzeugt, sondern die Krankheit vermehrt das Ungeziefer. Man kann ein ungesundes Kind nicht so reinigen, wie ein gesundes; das schon ist allein im Stande, das Ungeziefer unfähig zu vermehren.

Ueberdies ist sehr wahrscheinlich, daß die durch die ganze Natur zerstreuten Keime, zu ihrer Entwicklung nur der Nahrung und des Reizes bedürfen. Die Naturforscher haben uns schon gelehrt, daß der überhäufte Schleim eines verdorbenen Magens und geschwächter Eingeweide, die Ursach der Entwicklung der Eingeweidewürmer ist, und solche stark vermehrt. Sollte es mit dem Ungeziefer nicht eine gleiche Bewandniß haben? Das ist nicht unwahrscheinlich. Wenn dem aber wirklich so ist,

so kann man die Krankheit, die verdorbenen Säfte, als die Ursach der Entwicklung und die Nahrung der Keime des Ungeziefers, dem diese Säfte angewiesen sind, und folglich als die Ursach der übermäßigen Vermehrung desselben ansehen. Ist das aber wahr; so ist das Ungeziefer bestimmt, den Leib von diesen verdorbenen Säften zu reinigen; es sind Blutigel, die der Schöpfer selbst angelegt hat. — Mir scheint der Schluß richtig.

Noch hat man mir eingewandt, daß das Volk am mehresten zu dem Ungeziefer geneigt ist, da es doch, vermöge seiner magern Kost, die wenigsten Säfte hat. Die Reichen hingegen, die im Ueberfluß leben, haben wenig, oder gar kein Ungeziefer. Es scheint also, daß es nicht auf den verderblichen Ueberfluß der Säfte angewiesen ist.

Dieses Raisonnement gilt beinah so viel, als wenn ich in einem Garten sagte: Dieser Apfelbaum ist in Spalier gewachsen; also hat die Natur den Apfelbaum nicht zu einem hohen Stamme bestimmt. Kann man die Einrichtungen des Menschen als einen Beweis wider die Natur anführen? Der Reiche sorgt für die Reinigung; das schlechte Volk lebt im Schmutz — freilich muß dieses Ungeziefer haben.

Und

Und wie — wenn der Einwurf meinen Satz bestätigte. Der Reiche hat freilich überflüssige Säfte, weil er nahrhafte Speisen genießt; allein er schafft sie durch sorgfältige Reinlichkeit weg, und braucht also die natürliche Reinigung nicht. Der Arme hat auch Ueberfluß, einen stoffenden Ueberfluß, weil er schmutzig ist; und so ist ihm jene Reinigung viel nötiger. \*)

Und

\*) Eben lese ich in Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, folgende Stelle, die einige Beziehung auf meine Materie hat. Sie ist so schön, daß ich nicht umhin kann, sie abzuschreiben.

„Man hat die schöne Erfahrung gemacht, (Ingenhousß Versuche mit den Pflanzen, Leipzig 1780), daß die Gewächse zwar, so wenig als wir, von reiner Luft leben können, daß aber gerade das, was sie einsaugen, das Brennbare sey, was Thiere tödtet, und in allen animalischen Körpern die Fäulniß befördert. Man hat bemerkt, daß sie dieß nützliche Geschäft, die Luft zu reinigen, nicht mittelst der Wärme, sondern des Lichts thun, daß sie selbst bis auf die kalten Mondesstrahlen, einsaugen. Heilsame Kinder der Erde! was uns zerstört, was wir verpestet ausathmen, zieht ihr an euch; das zarteste Medium muß es mit euch vereinigen, und ihr gebet es rein wieder! Ihr erhaltet die Gesundheit

Und — die Kinder armer Eltern sind gewöhnlich gesund und stark — die Kinder der Reichen flech, bleich, und bedürfen alle Augenblick der Hülfe des Arztes.

### 3. Artikel.

---

#### Von den Seuchen.

Sind die Seuchen, die sich durch die Luft über Provinzen und Länder verbreiten, auch wohlthätige Kräfte, die nur durch unrechte Anwendung oder Uebermaaß schädlich werden?

Diese Frage ist unschicklich ausgedrückt. Seuchen sind keine Kräfte, sondern Wirkungen von Kräften. Also muß man fragen:

Sind

„heit der Geschöpfe, die euch vernichten; und wenn  
„ihr sterbt, seyd ihr noch wohlthätig; ihr machet  
„die Erde gesunder, und zu neuen Geschöpfen eurer  
„Art fruchtbar!“

Der Leser sieht gewiß die Aehnlichkeit meiner Hypothese mit der Beobachtung. Wenn wir doch lernten die Natur verehren, und nicht auf den ersten Schein tadeln!

Sind die Kräfte, die Seuchen erzeugen, wohlthätig?

So wird die Antwort nicht schwer werden.

Die Ursachen der Seuchen sind:

1) Die Auflösbarkeit aller organischen Körper, oder die Anlage zur Fäulniß; und

2) Die Schwere der Luft, die die Ausdünstungen der faulenden Körper hebt, zerstreut, und weit in die Ferne vertheilt.

Die Auflösbarkeit der Körper aber ist die Quelle alles neuen Lebens, aller Nahrung, alles Wachsthums. Was ist Nahrung anders, als der Uebergang eines aufgelösten Körpers in einen andern? Ohne Nahrung entsteht kein Wachsthum, weder der Thiere noch der Pflanzen, noch des Menschen; und die Entstehung, oder das neue Leben, ist weiter nichts als Nahrung und Wachsthum des Keimes. Ist also diese Auflösbarkeit gut, wohlthätig, nötig? Das bedarf wol keiner Frage. Was wir aber Fäulniß nennen, ist nichts anders, als eine Art von Auflösung, welche verdorbene, stinkende Dünste aushaucht und in die Luft verbreitet; aus welchen Dünsten dann die Seuche entsteht.

Diese

Diese verdirbt unser Blut, unsere Säfte, bringt sie in Gährung und erzeugt gefährliche Krankheiten.

Ohne die Schwere der Luft würde keine Seuche, keine Pest, keine Epidemie statt finden; es würde auch kein Sturm, kein Orkan, kein Ungewitter entstehen. Denn die Schwere der Luft ist's, die die pestilenzialischen Dünste erhebt und weit umher verbreitet. Allein, ohne die Schwere der Luft hätten wir keinen Regen, kein Wachsthum der Pflanzen, wir könnten nicht athmen, wir müßten sterben.

Also sind Seuchen und Pest die Wirkung heilsamer, wohlthätiger Kräfte.

#### 4. Artikel.

---

#### Vom frühen Tode.

„Aus welcher guten Quelle, fragte mich ein  
 „Vater, fließt mein Unglück, wenn mein Sohn,  
 „ein hoffnungsvoller Jüngling, mir jetzt ent-  
 „rissen wird; da er in Begriff ist, ein Amt  
 „anzutreten?“

Diese



Diese Frage kann bedeuten :

- 1) Warum sterben Jünglinge?
- 2) Warum trifft der Unfall gerade meinen Sohn?
- 3) Warum schmerzt mich dieses Ung' f?

Warum sterben Jünglinge? Warum sterben junge Männer, und verlassen unversorgte Wittwen und unerzogene Kinder; warum sterben Bräute; warum sterben die Menschen? Das alles ist eine Frage.

Die Frage von dem Tode überhaupt ist leicht. Soll ein so zusammengesetzter Körper, als unser Leib, ein so feiner, zarter Bau immer dauern, niemals in Unordnung gerathen? Das hieße viel verlangt. Der Tod ist entweder Vernichtung, und also gerade nichts; oder ein Uebergang in ein ander, besseres Leben, und also gut und wünschenswerth. „Er erschreckt aber die Menschen?“ Ja warum erschrecken sie? Vermuthlich aus Irrthum. Diesen müssen sie zu berichtigen suchen.

Die Frage vom frühen Tode löset sich in die Frage von der Schwachheit und Krankheit der Kinder auf, und ich muß den Leser dahin verweisen.

„Warum

„Warum trifft mich der Unfall?“ Das ist die große Frage; denn wir sind so lange mit den Einrichtungen in der Welt ziemlich zufrieden, als das Ungemach bloß auf Andre fällt. Aber wenn es uns gilt; ja, da ist's ein anders. Aber, Lieber, dich oder mich, oder jeden andern! wo sind deine Freibriefe? aus welchem Grunde verlangst du Ausnahmen?

Verdienst du vielleicht eine Ausnahme? Hast du nicht etwa den Tod deines lieben Sohnes, deinen bitteren Schmerz verschuldet? Hast du ihm gesunde Säfte mitgetheilt? oder hast du ihn in der Trunkenheit, bei schwacher, ungesunder Leibesbeschaffenheit, nach der Abmergelung der Wollust, gezeugt? Wie hast du ihn erzogen? Vielleicht durch Verhättschlung zu einem Weichling gemacht; vielleicht hast du, durch deine Nachlässigkeit, oder wol gar durch dein Beispiel, dem Laster den Eingang in sein Herz verstattet oder geöfnet. Wie darfst du dann Klagen?

Also die Krankheiten fließen aus guten Kräften; und aus den Krankheiten der Tod, der Tod des Jünglings, und des Greises.

Ich habe den Fall nicht berührt, wo der Jüngling durch Schwelgerei und Unzucht, oder  
Thors

Thorheiten sein Leben verschert hat; weil das gar keine Frage ist.

„Aber ich fühle den Schmerz!“ Wohl; und du siehst die gute Quelle des Schmerzes nicht? Sie ist dein gutes, empfindsames Herz, deine Liebe. Wärest du unempfindlich, liebtest du deinen Sohn nicht, so würdest du den Verlust nicht fühlen.

5. Artikel.

---

Von schädlichen Thieren.

Es gibt dreierlei schädliche Thiere;

- 1) Die reißenden, oder die Raubthiere,
- 2) Die verderblichen, als Raupen und Insekten und Vögel, die die Früchte verderben; Ratten, Mäuse, Würmer, die die Feldfrüchte verheeren; Hamster und Wild, die Korn und Erdgewächse angreifen; die Motten und Würmer, die das Zeug zerfressen.
- 3) Das Ungeziefer, das Vieh und Menschen quält, in und auf dem Leibe nistet, sichtet und Blut saugt.

„Wozu nützt das alles?“

I. Band,

I

Wozu

Wozu es nützt, weiß ich nicht. Wenn aber alle diese Thiere sprechen und nachdenken könnten; so stelle ich mir vor, daß sie ohngesähr folgendermaßen philosophiren möchten:

„Wozu nützt doch der Mensch? Weit geht, daß wir einigen Nutzen von ihm hätten, nimmt er uns die Nahrung, zerstört unsere mit vieler Müh eingerichteten Wohnungen, vertreibt und rottet uns beinah aus. Kaum daß wir seiner verheerenden Wuth in den abgelegensten Wüsteneien, auf den steilsten Felsenspitzen, in den verborgensten Hölen enttrinnen. Wenn er einige Thiere hegt, werm er Früchte baut, an welchen wir Theil nehmen können; so thut ers nur für sich, und wir bekommen davon nur, was wir mit der äußersten Gefahr stehlen, oder durch Sklavendienste von ihm nothdürftig erhalten. Die Lastthiere plagt er mit schwerer Arbeit, und martert sie mit tyrannischer Grausamkeit; die andern opfert er seiner Begierde auf.“

So ungefehr würden diese Thiere philosophiren, und gerade so philosophiren wir auch.

Wir würden die Fragen der Thiere bald beantwortet haben: „Für uns sind wir da,“  
würd

wird' es heißen; „um das Leben zu genießen.“  
 Und diese Antwort wäre gegründet. Denn der  
 Endzweck der Schöpfung kann nur die lebendi-  
 gen Wesen seyn. Also sollten wir eine ähnliche  
 Antwort von den Thieren auf unsre Fragen gel-  
 ten lassen. Wenn wir für uns da sind, wenn  
 wir ein Recht auf den Genuß des Lebens haben,  
 so dächt' ich müßten wirs nicht den andern Ge-  
 schöpfen Gottes absprechen; wir müßten nicht  
 immer fragen: Wozu sind sie da? Sie sind  
 sowol als wir da, um sich ihres Lebens zu er-  
 freuen. Soll denn auf Erden nichts anders  
 seyn, als was wir brauchen können? nichts,  
 als was uns nützt? Wenn Leben Endzweck ist,  
 so ist jedes lebendige Geschöpf Mitendzweck, und  
 hat ein Recht zum Genuß der Schöpfung, wel-  
 ches durch das Maas seines Lebens, d. h. sei-  
 ner Empfindung und seiner Kräfte, bestimmt  
 wird. \*) Nach dieser Regel hat der Mensch

I 2

zwar

\*) Wäre das Maas der Kräfte und Begierden; oder  
 Empfänglichkeit, nicht etwa das Maas und der  
 Grund unsrer Rechte, im Stande der Natur?  
 Wenigstens ist es der deutlichste Wille Gottes; und  
 der Wille Gottes ist ja in dem Rechte der Natur  
 und der philosophischen Sittenlehre, sowol, als in  
 der Religion, der Grund alles Rechts, oder wenn  
 man will, aller Pflicht. Pflicht und Recht sind im  
 Grunde

zwar das größte, aber kein ausschließliches Recht, und die Thiere haben jedes das ihrige.

„Es stört aber manches unsre Zufriedenheit! —“ und wir stören noch weit öfter die

Gründe eins. Ich halte den Willen Gottes wirklich für den Grund aller Pflichten, und das Maas aller Rechte. Wie wollen wir ihn aber erkennen? Nicht wahr, durch das Maas des Vermögens, das Er jedem Geschöpf gegeben hat? Man gebe mir eine andre zuverlässige Richtschnur!

In der Gesellschaft kann aber diese Regel nicht gelten, weil — das ganze Recht der Natur nicht gilt. Jenes Gesetz muß also durch das Wohl der Gesellschaft überhaupt, und den gegenseitigen Vertrag modifizirt und eingeschränkt werden. Wer ohne diese Bestimmungen den Willen Gottes zum Grundsatz macht, der wird sich manchen Schwierigkeiten aussetzen. Der Wille Gottes, heißt es, ist das Wohl seiner Geschöpfe. Das ist im Allgemeinen außer allem Zweifel, und zwar aus Gründen a priori; aber insbesondre nicht so ausgemacht. Denn:

1) Ist der Schade des Einen, des Andern Wohl. Wessen Wohl hat Gott da gewollt? Aus seinem Thun schließe ich: Das Wohl dessen, der genießt, der Kräfte hatte, sich in Besitz zu setzen.

2) Es

die Ruhe dieser und andrer Wesen. Einige Thiere sind auf unsre Vorrathskammern, andre selbst auf unser Blut angewiesen. Wir tödten und rauben und verheeren ja auch um uns her. Die Mücken beunruhigen uns mit ihrem Stachel; und wir? wir tödten sie; wir würgen ganze Heerden von unschädlichen Thieren. Will man aber unsre Verheerungen, sowol als die Unbequemlichkeiten, die wir von den Thieren leiden, unter die Uebel rechnen; so bin ich zufrieden, und die Auslöschung ist nicht weit. Der Mensch verheert zu seiner Erhaltung; seine Begierde gibt ihm aber Anlaß, eben deswegen die Vermehrung dieser Thiere zu begünstigen; und es entsteht mehr Leben daraus.

§ 3

Indem

2) Es geschieht auch Uebel — und dies will Gott, weil es geschieht.

3) Gott hat manches Uebel beabsichtigt; den Tyger hat er grausam gemacht, und auf Blut angewiesen.

Wenn ich die Kräfte der Geschöpfe zum Grunde ihrer Rechte annehme, so schließe ich auch keine mildernde, einschränkende Kraft aus. Von der Art ist die Mitempfindung, und vornemlich das Mitleiden bei dem Menschen. Man muß das Geschöpf ganz nehmen, wenn man darüber urtheilen will.

Indem wir die reißenden Thiere verfolgen, verschaffen wir denen Ruh, Leben und Sicherheit, die ohnedieß ihr Raub geworden wären. Die Thiere, die auf unsre Kosten leben, würden sonst nichts finden, und könnten ohne das nicht leben. Also vermehrt diese Einrichtung die Menge lebender und genießender Geschöpfe.

„Aber die Verheerungen, welche die Thiere anstellen?“ — Nun — sie leben davon.

„Aber das Würgen der reißenden Thiere!“ — Wir wollen uns besinnen. Würgen wir nicht auch? Ist dieß auch ein Uebel, oder nicht? Gewiß werden wir die Abschaffung dieses Uebels nicht mit rechtem Ernste wünschen. Ich habe viele von den Gutmüthigen gesehn, die es herzlich beklagen, daß die armen Thiere der Lekkerhaftigkeit des Menschen unbarmherzig aufgeopfert werden. Ein Schauder überfällt sie, wenn sie bedenken, wie man dem unschuldigen Lamm das Messer in die Kehle stößt, und in seinen warmen Eingeweiden wühlt! Sie essen aber doch, mitten unter ihrem Beklagen und ihren Vorwürfen, das Lamm, das man aufgetischt hat, und nagen, ohne Widerwillen, an seinen zarten Gebeinen.

Viele rühmen sich, daß sie kein Thier schlachten, noch schlachten sehn können. Ich



bin auch in dem Fall, wenigstens würd' es mir viele Ueberwindung kosten. Ist aber etwas rühmendwürdiges, ist's Mitleiden für die leidenden Thiere? Die zärtliche Dame, die dieses nicht thun, nicht sehn kann, befiehlt doch, daß es geschehe, und läßt es durch Andere thun. Ist ihr Widerwille also Mitleid für das Thier; weigert sie sich es zu schlachten, um ihm die Schmerzen zu ersparen? Dann würde sie ja aber dessen Tod verhüten! Ihr Mitleid geht also nur auf sie selbst; sie kann die Zuckungen des sterbenden Thieres nicht ertragen; sie schont, nicht des Thieres, sondern ihrer selbst. Ihr Mitleid ist ungefehr folgendes: Ich möchte gern jemanden mishandeln, kanns aber nicht, weil mir Muth und Kraft abgeht, und verdinge dazu einen starken Kerl. Ist das Mitleid? und kann man sich dessen rühmen?

Also wird wol keiner im Ernst das Würgen der Thiere als ein Uebel betrachten, oder doch wegwünschen. Er würde sich selbst verdammen; seine Leckerhaftigkeit würde zu viel dabel verlieren. Wenn aber die Verheerungen, die wir anrichten, kein Uebel sind; wie können wir über die Verheerungen klagen, die die reißenden Thiere stiften? heißt das nicht, unsre Eigsucht verrathen?

Hiermit bringe ich nun freilich wol den Menschen über diese Frage zum Schweigen; allein, damit ist die Frage noch nicht beantwortet. Der Räuber darf auch den Mund nicht aufthun, wenn von Gerechtigkeit die Rede ist; sind darum seine Räubereien gerecht? Wir müssen also zu der gegebenen Frage eine andre Auflösung geben.

Thiere und Menschen würgen; das ist für den leidenden Theil offendar ein Uebel, das sich durch den Nutzen, den der angreifende Theil daraus zieht, nicht heben läßt.

Man nehme es nun, wie man will, dieses Uebel fällt geradezu auf den Urheber der Natur. Er hat es nicht bloß zugelassen; er hat es verordnet. Wenn man auch sagen wollte, daß der Mensch nur aus übertriebener Begierde würgt, so müßte man doch gestehn, daß der Tiger und Löw und Wolf und viele andre Thiere, von der Natur auf Raub und Blut angewiesen sind? denn sie sind nicht im Stande, eine andre Nahrung zu genießen. Hat es aber der Urheber der Natur gethan, so muß es eine weise und wohlthätige Absicht haben. Doch, ich will den Leser mit dieser Antwort nicht abweisen.

Wollen

Wollen wir die Raubthiere wegwünschen? Den Hecht werden wir doch gern behalten; und den Marder, den Zobel, den Hermelin, die uns so schöne und warme Pelze geben; und die Nachtigall? — sie singt so vortreflich! Soll der Mensch das Würgen auch unterlassen? Freilich wol, denn sonst verrathen wir uns, und lassen das größte Uebel bestehn; denn wir würgen mehr, als alle Raubthiere zusammen. Gut, wir wollen von Früchten leben, den Wolf, den Löwen, den Tiger ausrotten, nebst allen reisenden Thieren. Nun werden alle Thiere, die von Gewächsen leben, eine ungestörte Ruhe genießen, sich ins unendliche vermehren, und — verhungern. Denn wie soll die Erde alle diese Thiere füttern? Sie werden alle ein kümmerliches Leben, und einen jämmerlichen Tod, den Tod des Hungers oder des Alters haben. Die Aeser werden die Erde bedecken und die Luft vergiften: und da jetzt viele Thiere gesund und munter leben, und hernach einen kurzen Tod, unter der Klaue, oder dem Messer, sterben; werden sie alle von der Pest langsam verzehrt werden. Dahin gehn unsre Vorschläge der goldnen Zeit.

Man müßte die Fruchtbarkeit der Thiere und ihre Anzahl sehr vermindern, und die Maße des Lebens, des Genusses sehr einschränken;

und also wäre die Schöpfung viel weniger vollkommen.

Und wie, wenn wir durch unsre mitleidigen Vorkehrungen, die edelste Art von Leben in den Thieren und in dem Menschen wegschaffen? Die fleischfressenden Thiere sind mehrentheils edler und vollkommener, als die, die von Gewächsen leben. Hat sie der Schöpfer deswegen vollkommener geschaffen, damit sie ihren Raub erreichen, überlisten, überwältigen können; oder ist ihre Nahrung ein Mittel ihrer Vollkommenheit? Beides kann wahr seyn. Wenigstens bemerkt man, daß der Mensch mehr Geist und Leben hat, der Fleisch isst, als der, der nur von Gewächsen lebt. \*) Das läßt sich erklären. Es

\*) „Da die Gewächse die reichste Speise der thierischen Schöpfung sind, und es insonderheit in der „Geschichte der Lebensarten des Menschengeschlechts „so viel darauf ankam, was jedes Volk, in seinem „Erdstrich, für Pflanzen und Thiere vor sich fand, „die ihm zur Nahrung dienen konnten; wie mannigfaltig und wunderbar versieht sich damit die „Geschichte der Naturreiche! Die ruhigsten, und „wenn man sagen darf, die menschlichsten Thiere „leben von Pflanzen; an Nationen, die eben „diese Speise, wenigstens öfters, genießen, hat „man eben diese gesunde Ruhe und heitere Sorglosigkeit bemerkt. Alle fleischfressenden Thiere „sind

würden wenigstens viele Kräfte, die jetzt in Verfolgung und Flucht, in Angriff und Bertheidigung gebraucht und geübt werden, unnütz seyn, und verloren gehn. Man sagt, daß die Fischer mit Fleiß einige Hechte in ihre Fischteiche thun, um Bewegung darin zu bringen. Würde vielleicht, ohne Raubthiere, die lebendige Natur in Trägheit verfallen?

Ausgemacht ist es, daß die Nahrungsmittel auf Blut und Säfte einen großen Einfluß haben. Nicht minder klar ist es, daß die Beschaffenheit des Blutes und der Säfte, und überhaupt der Zustand des Leibes, die größte Wirkung auf Geist, Verstand und Leidenschaften haben. Folglich muß der Mensch, der von Fleisch lebt, ganz anders, in Ansehung des Geistes und der Triebe, beschaffen seyn, als  
der,

„sind, ihrer Natur nach, wilder; der Mensch,  
„der zwischen ihnen stehet, muß wenigstens, dem  
„Bau seiner Zähne nach, kein fleischfressendes Thier  
„seyn. Ein Theil der Erdnationen lebt größtentheils  
„von Milch und Gewächsen; in früheren Zeiten haben  
„mehrere davon gelebt: und welchen Reichtum hat ihnen  
„auch die Natur im Mark, im Saft, in den Früchten,  
„ja gar in den Rinden und Zweigen ihrer Erdgewächse  
„beschieden, wo oft ein Baum eine ganze Familie nährt?“  
„(Herders Ideen zur Philos. der Gesch. d. Mensch.)

der, der von bloßen Gemüsen lebt; weil er, dem Körper nach, anders beschaffen ist.

Es ist nun die Frage, wessen Beschaffenheit die beste ist?

Worin besteht die Güte der Beschaffenheit?

Doch wol in dem Leben, in der Thätigkeit, in den Kräften. Es ist aber gar keine Frage, ob das Fleisch stärker nährt, mehr Kräfte gibt, als Kräuter und Früchte. Daraus folgt aber, daß die Nahrung von Fleisch das Thier und den Menschen veredeln muß.

Das geben alle Gelehrte zu, daß das Fleisch die Leidenschaften erregt; sie machen ihm daraus einen Vorwurf. Den Vorwurf gesteh ich ein, und beweise eben dadurch meinen Satz. Die Leidenschaften sind die Triebfedern des Menschen; je stärker jene sind, desto thätiger ist dieser — im Guten und im Bösen; das haben nun diejenigen nicht bedacht, die das Fleisch verdammen — sie haben die Sache nur einseitig betrachtet.

Man wird mir vielleicht einwenden, daß der Italiäner und Franzose wenig Fleisch essen, und doch äußerst munter und lebhaft sind; weit lebhafter, als der Deutsche und Engländer, welche träge und schwerfällig, in Vergleichung mit jenen, scheinen, ob sie gleich viel Fleisch verzeh-

verzehren. Ich antworte: Es ist schwer, von einem Volke auf das andre zu schließen; weil die Regierungsform, die Sitten und Gebräuche, und das Klima viel zu verschieden sind. Welch ein Unterschied von der warmen Sonne Italiens, zu dem kalten, feuchten Nebel, und der dicken Luft Englands; welch ein Unterschied zwischen den feurigen Weinen des einen, und dem schweren Biere des andern! Nicht geringer ist der Unterschied zwischen der Sklaverei des ersten, und dem schmeichelnden Schatten von Freiheit des anderen! Ist Muthwille denn die einzige Art des Lebens, das alleinige Zeichen der Kraft? Sind fester Muth, Standhaftigkeit, tiefes Nachdenken, Schwung des Genies, Arbeitsamkeit, Anhalten nichts? und diese Eigenschaften kann man weder dem Deutschen, noch dem Engländer absprechen.

Alles, was man wider den Genuß des Fleisches vorbringt, sind Deklamationen; und Deklamationen beweisen nichts. Warum soll der Mensch nicht Fleisch essen? essen doch die Thiere welches; also hat der Schöpfer einen Theil der lebenden Geschöpfe zur Speise für den andern Theil bestimmt. Unser Magen ist wie der Magen der fleischfressenden Thiere beschaffen, und nicht wie der Magen der fruchtverzehrenden. Unsere Zähne sind wie keine von den Thieren, oder  
viel.

vielmehr wie die Zähne beider Gattungen; ein Beweis, daß uns der Schöpfer alles, Fleisch und Früchte, gegeben hat. Wovon soll der Grönländer leben, als von Fleisch, da es in seinem Vaterlande keine Früchte gibt? Wenn man aus Mißsucht oder Empfindelei, den Menschen tadeln will; sollte man wol erst sehen, ob der Tadel nicht gerade auf den Schöpfer fällt.

Wenn wir Raupen, Mäuse, Hamster, Motten, Würmer verderbliche Thiere nennen, so denken wir nur an unsern Nutzen; denn sie sind nicht verderblich; sie suchen ihr Bedürfniß; und so, verderben wir auch. Wir haben ja Mittel in den Händen, uns vor ihren Verheerungen zu bewahren.

„Stechende Insekten sind unbequem.“ Auch gegen diese haben wir Verwahrungsmittel; und man muß sehr verzärtelt seyn, wenn man, nach der Anwendung derselben, noch über diese Thiere klagen will. Eingeweidewürmer werden nur durch die Menge schädlich; und wir können uns vor Menge derselben hüten. Wir sind allen Thieren, und selbst dem Menschen, weit unbequemer,

Sie haben und genießen das Leben; das ist schon Gutes; und wir werdens erkennen, wenn wir nicht alles an uns reißen wollen, wenn nicht



nicht Eigennuz unser einziges Gesez und allgemeiner Maasstab ist.

Allein der Schöpfer hat mit dem Leben und den Trieben der Thiere zu ihrer Erhaltung und zur Fortpflanzung der Geschlechter, andre Absichten so weislich verbunden, daß solche, durch das Bestreben der Thiere ihr Leben zu erhalten, ohn ihr Wissen, erreicht werden. Es geht in der Natur, wie in einer wohlpolizirten Stadt zu, wo jeder Bürger für das allgemeine Beste arbeitet, indem er nur für sich zu streben denkt.

Der Seidenwurm spinnt ein Gehäuse zu seiner Verwandlung, und liefert dem Menschen den Stof zum elegantesten Gewande. Die Biene sammelt für sich Honig, und baut wächserne Zellen; sie denkt mit keinem Gedanken an den Menschen; und — wer kennt ihre vortreflichen Geschenke nicht? Das scharfe Gift der Cantharide ist ein mächtiger Reiz für erschlafte Nerven. Die Spinne, die der Weichling verabscheut, reinigt die Ställe des nützlichen Viehes von schädlichen Insekten, und verwahrt durch ihr Gespinste das Obst und den Weinstof vor den Verwüstungen der Würmer und Fliegen. Die Cochenille liefert uns eine prächtige Farbe. Alle die Thiere, die die Erde aufwühlen, sollen die vielleicht die Erde ausstößern, dem Wasser

Abfluß

Abfluß verschaffen? Alle diese Thiere sind eine reichliche Nahrung für Andre. Wie viele sind vielleicht als Werkzeuge anzusehn, die die Säfte der Erde zur Nahrung Andrer, zur Erzeugung neuer Produkte, tauglich machen? Wer untersteht sich solches zu leugnen? Von dem Ungeziefer, und den Eingeweidewürmern habe ich schon gesprochen.\*) Wir müssen unser Endurtheil,

\*) „Wunderbar ist jedem Geschöpf das Seine gegeben, nicht nur in dem, was es gewährt; sondern auch in dem, was es an sich zieht und wegnimmt. „Denn da die Pflanzen von dem Brennbarren der Luft, mithin zum Theil von denen für uns schädlichen Dünsten, leben; so organisiret sich auch ihr Gegengift nach der Eigenheit eines jeden Landes, und sie bereiten für den immer zur Fäulniß gehenden animalischen Körper überall die Arzeneien, die eben für die Krankheiten dieses Erdstrichs sind. Der Mensch wird sich also so wenig zu beschweren haben, daß es auch giftige Pflanzen in der Natur gebe; da diese eigentlich nur abgeleitete Kanäle des Giftes, also die wohlthätigsten zur Gesundheit der ganzen Gegend sind, und in seinen Händen, zum Theil schon in den Händen der Natur, die wirksamsten Gegengifte werden. Selten hat man eine Gewächs- oder Thierart dieses und jenes Erdstrichs ausgerottet, ohne nicht bald die offenbarsten Nachtheile für die Bewohnbarkeit des Ganzen zu erfahren; und hat die Natur endlich nicht jeder Thier-

urtheil, den Tadel noch mehr als den Beifall, zurückhalten, bis wir alle Kräfte der Natur, ihre Verkettung, den innern Bau der Dinge kennen werden.

„Die nützlichsten Thiere, das Pferd, der Hund, der Ochs, vortrefliche Geschenke des Schöpfers, thun vielfältigen Schaden. Das Pferd schlägt und tritt unter die Füße; es wird flüchtig, der Wagen stiegt in Stücken, die Ladung wird umher zerstreut, der Führer geschleift; der Hund zerreißt, würgt, und — der Stier durchbohrt den Menschen mit seinen Hörnern. Ist das auch die Wirkung guter Kräfte?“

Benigstens wird der Schade, den sie verüben, durch eben die Kräfte bewirkt, durch welche sie uns dienen. Damit ist die Frage aber nur halb beantwortet; denn es fragt sich eigent-

„Thierart, und an seinem Theil auch dem Menschen, Sinne und Organe genug verliehen, Pflanzen, die für ihn dienen auszusuchen, und die schädlichen zu verwerfen?“

(Herder Ideen zur Phil. der Gesch. d. Menschheit.)

Was der Verfasser hier von den Pflanzen sagt, kann das nicht auch von den Thieren gelten? (S. Art. 2. Von den Krankheiten.)

eigentlich, nicht warum haben sie die Kraft, sondern, warum haben sie den Trieb zu schaden?

Ich würde es nicht leicht einen Trieb zu schaden, sondern eine Nothwehr nennen. Alle diese Thiere haben lange in der Wildniß leben müssen, ehe der Mensch sie zu zähmen, zu brauchen und zu schätzen gelernt hat. In dieser Zwischenzeit mußten sie für ihre Erhaltung sorgen und ausgerüstet seyn. Der Ochs und das Pferd mußten scheu seyn, und sich gegen die reisenden Thiere wehren; jener mußte stoßen, und dieses schlagen, der Hund mußte sogar angreifen und reißen. Der Schöpfer konnte sie nicht gleich so bilden, als es der Mensch wol möchte, und als sie vielleicht unter seinem Schutze seyn könnten.

Dieser Trieb zur Nothwehr war also nötig. Konnte dieser Trieb in den Händen des Menschen ganz ersticken? Sollte man sich nicht vielmehr wundern, daß er so sehr nachgelassen, und daß diese mächtigen, kühnen Thiere, so geduldig und so gehorsam geworden sind? Bewunderung und Dank gebühren dem Schöpfer, daß er sie so geschaffen hat. Man spricht vom Schaden, den sie thun! Und was kann man nicht von der Geduld sagen, mit welcher sie den Befehlen des Menschen gehorchen, und seine Ungerechtigkeiten

ten und Mishandlungen ertragen! Sehet den Jäger, wenn er den Hund abrichtet; den Fuhrmann, wann er ein ungerähtes Pferd zum Joche gewöhnen will, oder sein Gespann in einem schlimmen Wege übertreibt; und saget, ob diese Thiere einmal die Gegenwehr kennen? Sie wissen nur von Unterwerfung oder Flucht.

Das wenige, was diesen Thieren von dem Triebe zur Gegenwehr und von Muth übrig bleibt, kann der Mensch ihnen fast ganz nehmen. Er darf sie nur entmannen. In einer Herde ist nichts, als der Stier furchtbar. Das andre Vieh muß man schon sehr reizen, wenn es unruhig werden soll. Hängt also dieser Muth, und, wenn ich so sagen darf, dieser Muthwille, nicht mit dem zur Zeugung nötigen Triebe zusammen? Ueberhaupt hat die vollkommene Mannheit, bei allen Thieren und bei dem Menschen, so sonderbare physische und moralische Wirkungen, daß man sie gewiß nicht glauben würde, wenn man sie nicht täglich sähe. Es würde also gewiß dieser Trieb zu schaden, mit einer sehr nützlichen Kraft zusammenhängen. Und wer kann sagen, welcher Reiz, welche Spannung der Nerven, zur Vorbereitung des Saamens, und zur Zeugung nötig ist? Wer kann sagen, was dieser Reiz, diese Spannung der

Nerven für Wirkungen thun muß? und wieviel von diesen Trieben, von diesem gefährlichen Muthwillen verloren gehn kann, ohne den Absichten der Natur zu schaden? Noch ist zu bemerken, daß dieser schädliche Muthwille der Thiere, gerade in der Brunstzeit bei den Männchen; und bei den Weibchen, wann sie Junge haben, am regesten ist. Zu solcher Zeit, ist die Henne selbst muthig, und der sonst süchtige Hirsch greift den Menschen an. Also ist bei dem Männchen vielleicht ein unruhiger Kitzel, oder ein Trieb, jeden Nebenbuhler zu vertreiben; bei dem Weibchen, ist das wohlthätige Muttergefühl, das sich, zur Vertheidigung seiner Jungen, in Gefahr stürzt.

Bei dem Hunde ist nun die schädliche Kraft gerade dieselbige, wodurch er nützt. Seine Wildheit macht ihn zur Vertheidigung des Hauses fähig.

### III. Kapitel.

---

#### Von den Krankheiten der Seele.

Nun will ich zeigen, daß die Fehler, die Laster, die Verbrechen der Menschen, aus keiner bösen Quelle fließen, sondern ursprünglich aus guten Kräften entstehen, und das Uebermaß  
oder

III. K. Seelenkr. 1. Art. Mangel an Verst. 309

oder die Irrung derselben sind. Ich bitte den Leser, sich in Geduld zu fassen, und mich nicht eher zu beurtheilen, ehe er mich gehört hat. Ich gestehe es, ich besorge, daß die mehresten mir diese Gerechtigkeit versagen.

Die Fehler der Menschen sind von zwiefacher Art, und in Ansehung ihrer Quellen ganz verschieden. Nämlich die auslassenden, die eigentlich Fehler oder Mängel, von fehlen oder mangeln, heißen sollten; weil sie in einem Mangel an Kräften bestehn. Ich nenne sie Schwachheiten. Die andern sind die thätigen, die in dem Uebermaas der Kräfte, oder in ihrer Abweichung von der rechten Bahn, bestehn. Diese müßten Irrungen heißen.

Nun gibt es Schwachheiten und Irrungen des Verstandes und der Triebe.

1. Artikel.

Vom dem Mangel an Verstand.

Unwissenheit, Unbesonnenheit, Leichtsinn, Vergessenheit, Geringschätzung der Wahrheit, sind Schwachheiten. Die erstere ausgenommen, können sie in starken Trieben und Leidenschaften ihren Grund haben. Die Unwissenheit ist Man-

gel an Kenntniß; Unbesonnenheit ist Mangel an Erwägung der Dinge, die vor uns liegen, aus Unwissenheit der Wichtigkeit derselben; Leichtsinne ist Unachtsamkeit auf Lehre und Erfahrung; weil solche nicht den gehörigen Eindruck gemacht haben; Vergessenheit ist Mangel an Gedächtniß; Geringschätzung der Wahrheit stieß aus Unwissenheit ihres Werths, und aus Unbekanntschaft mit ihr.

Niemand verachtet die Wahrheit; das wäre ein Widerspruch. Wer sie verwirft, kennt sie nicht; er hält sie für Lüge. Wenn man sagt: Die Menschen hassen die Wahrheit; sie wollen betrogen seyn; so sind es unphilosophische Behauptungen, die man auf den äußern Schein wagt, und die den Verfolgungsgeist erzeugen haben. Niemand will irren — Jedem aber wird es schwer, die Wahrheit einzusehn; vornemlich wenn er Vorurtheile dawider hat. Wer sie einseht, nimmt sie eben deswegen an.

Ich kann die Glaubenspflicht, wovon Sedow so viel spricht, nicht begreifen. Schon in meinen Jünglingsjahren fand ich in dem Diction diese Lehre ungereimt. Der Glaube kann nur auf Gründen beruhn. Sind diese Gründe für mich zureichend; so glaube ich; ohne daß mein Wille den geringsten Antheil daran habe.



sind sie für mich nicht zureichend; so kann ich nicht glauben, und wenn es auf meine Seligkeit ankäme. Die Gründe aber kann ich weder geltend, noch ungültig machen; sie bleiben, was sie, in Verhältniß mit meiner Fassungskraft, sind. Den Glauben kann man mir eben so wenig, als das Sehen, befehlen. Auf Befehl kann ich wol die Augen aufthun und nach einem Gegenstand hinwenden; das ist aber alles. Wenn ich dann mit meiner ganzen Anstrengung nichts sehe, so kann ich nichts sehn; und wenn ich ja verständig bin; so werde ich höchstens das Daseyn des Gegenstandes, den ich nicht sehe, nicht läugnen; aber sehn kann ich ihn nicht, weder auf Befehl, noch auf Bitte.

Alle diese Mängel treiben den Menschen nicht an, und thun an und für sich keinen Schaden, eben so wenig wie die Finsterniß der Nacht. Beide, diese Mängel und die Finsterniß, werden alsdann erst schädlich, wann Triebe uns in Bewegung setzen.

Diese Mängel sind unvermeidlich, weil der Mensch allwissend seyn müßte, um frei davon zu seyn. \*) Stumpfheit ist ebenfalls ein Mangel

U 4

Aus

\*) Ja, bloß die göttliche Allwissenheit könnte uns vor Unwissenheit und Irrthümern schützen. Denn so weit man auch die Sphäre unsrer Kenntnisse, unter

Aus diesen Schwachheiten fließen Vorurtheil und Aberglaube, wovon eben dasselbe gilt.

2. Artikel.

---

Vom Mangel an Trieben und Kräften.

Der Mangel an Trieben entsteht augenscheinlich aus der Stumpfheit der Sinne und der Gefühle. Wer keine Neigung hat, empfindet nichts; denn wer empfindet, in Gutem oder in Bösem, hat Trieb, das Gute zu erlangen, und das Böse abzuwenden oder zu fliehen.

Dieser Mangel hat seinen Ursprung in den Fehlern der Organisation.

Der Mangel an Kräften ist entweder eine Folge des Mangels an Trieben; denn wer keine Triebe hat, braucht seine Kräfte nicht; und dann ist es eben so, als wenn er keine hätte; und seine Kräfte vermodern in Unthätigkeit:

Oder er ist ein Fehler der Organisation.

Allzu

unter der Unwissenheit, erstrecken wollte, so hätte sie doch immer ihre Gränzen; und über diesen Gränzen läge unsre Unwissenheit; der Irrthum würde nothwendig, wegen der Einseitigkeit unsrer meisten Kenntnisse, statt finden. Also ist kein Geschöpf, so groß es seyn mag, wenn es nicht allwissend ist, wie Gott, von Unwissenheit und Irrthum frei.

Allzuheftige und allzuweichliche Gefühle tödten die Kräfte.

Dieser Mangel ist der größte Fehler. Mit einer solchen gefühllosen, unbeweglichen Fleischmasse, ist nichts anzufangen. Man hat immer wenig Hoffnung zu einem Jünglinge, der zu gar nichts Lust und Trieb äußert; es wäre besser, daß er irgend etwas liebte, wenn es auch eine Thorheit wäre; denn es wäre doch ein Zeichen von Gefühl und von Kraft. \*)

Aus diesem Mangel an Trieben und Kräften entstehen allerlei nachtheilige Fehler; Trägheit, Faulheit, Nachlässigkeit, Muthlosigkeit. Folglich Undienstfertigkeit; denn wer für sich zu arbeiten keinen Muth hat, wird sich für Andre nicht bemühen. Empfindungslosigkeit, Härte, Verdrossenheit vollenden den Charakter. Einem solchen sollte man, dem Scheine nach, alle La-

U s ster

\*) Es ist mislich, sich in seinen Urtheilen über die Jugend zu übereilen. Mancher Jüngling scheint zu schlummern, seine Gefühle und Triebe sind noch nicht erwacht — Daraus kann man nicht schließen, daß er keine hat. Es muß erst der Augenblick oder der Gegenstand, der solche belebt, da seyn; alsdann werden sie schon erwachen, und desto stärker werden, je mehr sie, durch die lange Ruhe, Konsistenz erhalten haben.

ster zuschreiben — man würde ihm Unrecht thun; er ist nur schwach.

Man ist geneigt, den Menschen von solchem Charakter zu beklagen oder zu hassen; er verdient keins von beiden. Den Haß nicht, denn er hat seine Schwäche nicht verschuldet, wenn sie nicht etwa die Folge begangener Sünden ist. Das Mitleid — freilich scheint er uns unglücklich; allein er ist in sich selbst zufrieden, er liebt seine Ruhe — das Geräusch der Munteren ist ihm beschwerlich, weil er keine Kräfte dazu hat. Die Eule liebt die Nacht; der Kranke kann das Geräusch eines Balles nicht ertragen. Seine Ruhe scheint uns traurig; und unsre Munterkeit ist ihm eine unleidliche Beschwerde.

Andern thut er eigentlich keinen Schaden, nur dient er ihnen nicht; er ist unnütz.

Von diesem Mangel, so wie überhaupt von jedem, sage ich nicht, daß er aus heilsamen Kräften fließt; sondern, daß er in dem Mangel an Kräften besteht. Es ist eigentlich kein Uebel, sondern ein Mangel des Guten, den man an und für sich nicht fühlen kann, und nur durch Vergleichung empfindet.

Die Quelle desselben ist in keinem bössartigen Prinzip zu suchen. Es ist bloß Eingeschränktheit

heit der Wesen. Und diese Eingeschränktheit ist unvermeidlich; denn, so vollkommen auch ein Wesen immer seyn mag, so kann es nicht alle Vollkommenheiten in einem unendlichen Maaß haben; es hat immer Schranken, und es fehlt ihm also alles, was jenseits der Schranken ist. (S. Leibnizens Theodicee, und den vorhergehenden Artikel.)

3. Artikel.

---

Von der Blödigkeit.

Die Blödigkeit ist eine gewisse Furcht vor Menschen. Sie wird, als eine Ungesittetheit, sehr hart verdammt; das ist aber ihre schlimmste Seite nicht; sie kleidet die Jugend, und kann sie vor manchen Unbesonnenheiten, vor vielen Thorheiten und Lastern bewahren.

Dieser Fehler kann aber auch viel Unheil anrichten. Er verhindert die Aeußerung der Kräfte des Verstandes und des Werths des Menschen. Der beste Kopf wird mit dem dummen verwechselt, und genießt der Vorzüge nicht, die er erhalten würde, wenn er sich zu erkennen gäbe. Diese Schwachheit hält manchen von der Behauptung seiner Rechte, und von der Ausübung seiner  
seiner

seiner Pflichten ab. Der stirnlose Schwärzer, der Lüge und Unrecht versicht, trägt den Sieg über den blöden Beschützer der Wahrheit und Gerechtigkeit davon. Der furchtsame Verteidiger des Freundes verstummt vor dem unverschämten Verläumder. Aus Blödigkeit läßt sich mancher Gutgesinnte verführen, weil ihm der Muth zu widerstehn fehlt; Spott und Hohn, gelächter über Wahrheit und Tugend schlägt sie nieder, und wirft sie, wider ihren Willen, auf die Bahn des Lasters.

Diese Schwachheit hat verschiedene Ursachen; Unwissenheit der eigenen Kräfte; Mangel an Kräften; gar zu zartes Gefühl, das Anstrengung und Widerstand scheut; zuweilen bloße Ungewohnheit des Umganges mit Menschen von gewissen Ordnungen; und öfters ein allzu hoher Begriff von den Vorzügen der Person oder des Standes. Alle diese Ursachen sind entweder bloße Negationen, als der Mangel an Kräften, die Unwissenheit der eignen Kräfte, die Ungewohnheit mit Leuten von gewissen Ständen umzugehen; oder nützliche Gefühle, als Gefühl, und Schätzung der Andern.

## 4. Artikel.

---

Von dem Wahnwiz.

Der Wahnwiz besteht in der überspannten Kraft einer irrigen Vorstellung; so daß sie den Eindrücken der Sinne gleich kömmt. Nothwendig muß eine Kraft solche erheben; eine Kraft, Vorstellungen zu fassen, stark und deutlich zu denken: wahrlich eine vortrefliche Kraft! Der Wahnwiz ist nur in dem Uebermaaß, oder in der Abweichung von der Wahrheit. Er ist also die Wirkung einer vortreflichen, aber überspannten, ausschweifenden Kraft. Ich bin versichert, daß schwache Köpfe, träge Seelen dieß Unglück nicht zu befürchten haben.

Wallungen des Blutes, Krankheiten, Leidenschaften können solche Wirkung thun. Ich muß die Leser auf die Kapitel verweisen, wo ich von Leidenschaften und von Krankheiten handele, um die Wiederholungen zu vermeiden.

---

## 5. Artikel.

## Von der Laune.

Die Laune ist ein Mittelstand der Seele zwischen Traurigkeit und Zorn. Sie entsteht aus einem Mißbehagen, das den Muth schwächt, ohne ihn ganz niederzuschlagen. Mit dem ganzen Muth, ist Zorn; und mit gänzlicher Niedergeschlagenheit, Traurigkeit.

Sie ist also gekränkter Muth, widerstehende Kraft. Daß sie nicht in Zorn ausbricht, ist andern zurüthaltenden Kräften zuzuschreiben. Diese Kräfte sind entweder Empfindsamkeit, oder Ehrerbietung und Liebe gegen den Beleidiger; wol gar das Bestreben, sich selbst zu bestegen, und Herr über seine Leidenschaften zu seyn. Auch kann übermäßige Empfindung, oder Mangel an Kräften diese Schwächung des Muthes bewirken. Nirgends eine Spur von wesentlicher Böseartigkeit, von schädlichen Kräften, von angeborenem Verderben; sondern überall edler, oder doch unschuldiger Ursprung.

Sie hängt, wie alle Seelenkräfte, sehr vom Körper ab. Der Körper ist aber nur Gelegenheit. Die Kraft, die Empfindung sind in der Seele.



## 6. Artikel.

## Von dem Argwohn.

Ein argwöhnischer Karakter, ist ein sehr grosses Uebel; er beunruhigt sich selbst, und quält die Andern. Ueberall sucht er List, Betrug, verborgene Ränke, überall besorgt er Fallstricke; die offensten Liebes- und Dienstbezeugungen scheinen ihm hinterlistig; nirgend findet er einen Menschen, worauf er sich verlassen könnte.

Dieser Fehler ist übertriebene Vorsicht. Er entsteht.

1) Aus eignen Tücken und Lastern, welche machen, daß man von Andern so urtheilt, wie man sich selbst fühlt.

2) Aus traurigen Erfahrungen fremder Treulosigkeit. Wer oft betrogen worden ist, wird scheu, argwöhnisch, weil er immer befürchtet betrogen zu werden.

Erstere treiben das Mißtrauen am weitesten; eine gerechte Strafe!

3) Es kann auch Schwäche seyn — dann wird das Mißtrauen Furchtsamkeit.

Aus

Aus diesen Gründen macht es immer dem Menschen wenig Ehre, argwöhnisch zu seyn. Es verräth Schwachheit; und wenn keine Erfahrung da ist, ein lasterhaftes Herz. Daher nennt man öfters das Zutrauen edel; daher sieht man gern, wenn die Jugend nicht zu vorsichtig ist. Aus dem Grunde hat die Geschichte uns das Vertrauen Alexanders auf seinen Arzt Philipp aufbehalten. Il croyoit à la vertu, sagt Rousseau. Ein Beweis, daß er Tugend in seinem eignen Herzen fühlte.

Die Vorsicht, deren Uebermaaß Argwohn wird, ist eine nützliche, eine vortrefliche Eigenschaft.

Die Ursachen des Uebermaasses; eine Treulosigkeit, erlittener Betrug, gehören zu den Lastern; und ich verweise den Leser auf das Kapitel, wo ich davon handle. Schwachheit ist ein bloßer Mangel.

---

**Von der Langenweile.**

Die Langenweile ist nichts anders, als das Bestreben unsrer Kräfte, die nicht Nahrung und Uebung genug haben. Alsdann quälen sie uns durch ihre Thätigkeit.

Das sieht man an den rohen Völkern. Die Natur hatte sie sowol als uns, mit Thätigkeit begabt; denn ihre Kinder sind so thätig, wie die unsrigen. Nach und nach aber erschlaffen ihre angeborenen Kräfte durch Unthätigkeit, und sie können tagelang völlig müßig und mit starrem Blick auf einem Fleck sitzen, und empfinden keine Langenweile. Unsrer Mitbürger, deren einfache Erziehung, Lebensart und Gewerbe ihre Triebe wenig reizen, und ihre Seelenkräfte wenig üben, haben sehr selten Langenweile; träge Ruh ist ihre Erholung. Unsrer muntern Jünglinge aber, deren Kräfte durch Erziehung, Genuß und Arbeit stark geübt und nicht erschöpft werden, fühlen diese Plage sehr. Langenweile ist also die Frucht der thätigen Kräfte: das ärgste Uebel ist also die Wirkung des vortreflichsten Gutes.

---

---

 Von schädlichen Trieben.

Nun komme ich auf die Untersuchung der schädlichen Triebe, und der Leidenschaften, von welchen ich behaupten zu dürfen glaube, daß sie aus den vortreflichsten Eigenschaften des Menschen herkommen, daß sie, so zu sagen, Auswüchse eines edeln Stammes sind.

Ich gestehe, daß ich diese Untersuchung mit einer Art von Furcht unternehme. Wird man mich verstehn? wird man mir nicht Absichten andichten? Freilich werde ich mich von der gangbaren Vorstellungsart manchmal entfernen müssen; und das beunruhigt mich.

Ich erkläre mich. Es ist meine Absicht gar nicht, moralische Fehler und Vergehn zu rechtfertigen, zu entschuldigen oder zu beschönigen. Ich läugne ihre Unmoralität, ihre Strafbarkeit, ihre übeln Folgen keinesweges. Ich will nur ihre Quellen untersuchen, und gedente sie in den nützlichen Kräften des Menschen zu finden. Ihre Unmoralität und Schädlichkeit ist, nicht in ihrer Bössartigkeit, sondern in ihrem Uebermaasse und unrechter Anwendung; so

wie

wie vortrefliche Arzneimittel bei einer unrechten Anwendung, und Wein beim Uebermaasse zu tödtlichen Giften werden. Meine Absichten sind unschuldig und gut — ich will nicht das Laster empfehlen, nicht den Menschen in seiner Bosheit bestärken; sondern ich will uns über unsre Beschaffenheit zu erleuchten, und dem Schöpfer, durch Entdeckung seiner Wohlthaten, unsre Liebe zu gewinnen suchen.

„Wozu aber diese Untersuchung, die man missbrauchen kann?“ Zur Erkenntniß der Wahrheit, zum Preise des Schöpfers, zur Erleuchtung und Beruhigung des Menschen.

1. Artikel.

---

Von den Grundtrieben.

Die Grundtriebe des Menschen sind die Selbstliebe und das Mitgefühl. (S. II. Th. IV. Kap. 3. Art.) Jene ist der Grund alles Gefühls; ohne sie läßt sich kein fühlendes Wesen denken. Die übertriebenen Deklamationen gegen dieselben sind eine baare Absurdität; und wenn es einige Menschen gegeben hat, die sich zu vergessen schienen; so thaten sie im Grunde nichts anders, als daß sie ein Gut aufopferten, das sie

X 2

wenig,

wenig, und Andre sehr, schätzen; um ein andres zu erhalten, das sie wichtiger glaubten; ob es gleich Andre nicht achten. Mancher hat Ruhe, Bequemlichkeit, Reichthum aufgeopfert. Vielleicht war er von Natur unruhig. Ruhe wäre ihm eine Plage. Wer Bequemlichkeit hintersetzt, liebt sie nicht; er ist vielleicht stark und hart. Der Reichthum macht dem dritten wenig Vergnügen. Der Geschmack ist nicht einerlei. Mancher ist Salz und Brod lieber, als alle Lekkerbissen; wenn man nicht genau darauf sieht, möchte man ihm eine heroische Enthaltsamkeit zuschreiben. Andre Triebe beleben Andre, sie schätzen andre Güter; der Eine den Ruhm; der Andre, Ehrenämter; ein Dritter die Tugend, d. h. eine strenge Ordnung; und nun opfern sie jene Güter, die sie minder schätzen, diesen auf, welche sie hochachten. Es ist immer Selbstliebe, nur unter einer etwas ungewöhnlichen Gestalt. \*)

Und

\*) Quelquefois au feu qui la charme  
 Résiste une jeune beauté;  
 Et contr'elle-même elle s'arme  
 D'une pénible fermeté.  
 Hélas, cette contrainte extrême  
 La prive du vice qu'elle aime,

Pour

Und wer sein Leben hingibt —? Es ist auch Selbstliebe. Der Duellist thut für die Ehre; der Krieger für den Ruhm, oder fürs Brod; der Märtyrer für den Himmel; und alle für sich, für ein größeres Gut; für etwas, das sie mehr schätzen, als was sie hingeben.

X 3

Die

Pour fuir la honte qu'elle hait.  
Sa sévérité n'est que fafte ;  
Et l'honneur de passer pour chaste  
La résout à l'être en effet.

En vain ce sévere stoïque  
Sous mille défauts abattu,  
Se vante d'une ame héroïque  
Toute vouée à la vertu.  
Ce n'est point la vertu qu'il aime ;  
Mais son coeur ivre de lui-même  
Voudroit usurper des autels ;  
Et par la sagesse frivole  
Il ne veut que parer l'idole,  
Qu'il offre au culte des mortels,

*La Mothe.*

„Zuweilen widersteht eine junge Schöne den  
„Trieben, die ihr ganzes Herz erfüllen, und wafnet  
„sich gegen sich selbst mit einer mühsamen Festigkeit.  
„Ach! dieser harte Zwang beraubt sie des Genusses  
„einer Irrung, die sie liebt, aus Furcht vor der  
„Schande. Ihre strenge Tugend ist bloßes Gevränge;  
„sie entschließt sich keusch zu seyn, um der Ehre der  
„Keuschheit zu genießen.

„Um

Die reine Selbstverläugnung scheint ein Widerspruch. Ohne Selbstliebe hätten wir keinen Trieb, wir wären unbewegliche Massen. Die Tugend ist Selbstliebe, ein Streben nach wahrer Vollkommenheit; und selbst das Mitgefühl läßt sich in die Scheu vor traurigen Eindrücken

„Umsonst rühmt sich ein strenger Stoiker, unter der Last von tausend Schwachheiten, einer heroischen Seele, die der Tugend ganz ergeben ist. Die Tugend liebt er nicht. Nein, sein stolzes Herz wünscht sich Altäre; er sucht durch eitle Weisheit den Götzen zu schmücken, den er den Menschen zur Verehrung aufstellt.“

Daß ich das alles für allgemeine Wahrheit nicht ausgeben will, darf ich wol nicht erst sagen.

Siehe auch die moralischen Sittensprüche des La Rochefoucault, und unter andern gleich den ersten. Da sagt er:

„Was wir für Tugenden halten, ist öfters nur ein Zusammenhang von verschiedenen Handlungen und eigennützigen Absichten, die das Glück, oder unsre eigne Geschicklichkeit einzurichten gewußt hat; es ist nicht immer aus Tapferkeit und aus Keuschheit, daß die Männer tapfer, und die Weiber keusch sind.“

Hiermit soll nicht alle Tugend geläugnet werden; man behauptet nur, daß nicht alles Tugend ist, was Tugend scheint.



drücken und Empfindungen, d. h. in Selbstliebe, auflösen.

Also ist die Selbstliebe ein vortrefliches, ein nothwendiges Gefühl, ohne welches der Mensch gar nichts seyn würde.

Ich mußte mich etwas dabei verweilen, weil die Selbstliebe noch manchen Moralisten, in der Theorie, zum Gegner hat.

Daß das Mitgefühl eine vortrefliche Eigenschaft ist, wird keiner in Abrede seyn.

Aus diesen beiden Grundtrieben nun, lassen sich, meines Erachtens, alle unsre Triebe, Thorheiten und Leidenschaften; alle unsre Laster und Verbrechen erklären. Manches habe ich hierüber schon in dem vierten Kapitel des zweiten Theils dieses Buchs, Artikel 9 bis 15 gesagt; es bleibt mir aber noch einiges zu bemerken übrig.

---

#### Anhang zum ersten Artikel.

Dieser Anhang sollte nur eine Note werden; allein seiner unvermutheten Länge wegen, ist er zu einem Artikel geworden.

Es sey mir erlaubt, hier eine schöne Stelle aus Rousseaus Emil, und zwar aus dem Glaubensbekenntniß des Priesters in Savoyen, herzusetzen, und mit einigen Anmerkungen zu begleiten.

„Ich erborge meine Verhaltungslehren von einer erhabenen Philosophie nicht; ich finde diese Lehren in meinem Herzen, mit unauslöschlichen Zügen, geschrieben. Ich darf nur mich über mein Betragen zu Rathe ziehn. Alles, wovon ich fühle, daß es gut ist, ist gut; alles, wovon ich fühle, daß es böse ist, ist böse: der beste Kasuist, ist das Gewissen: alsdann nur, wenn man sich seiner Pflichten loszusagen sucht, nimmt man seine Zuflucht zu spitzfindigen Vernunftschlüssen.“

Wie aber? führt uns das Gefühl niemals irre? Verleitet uns das Herz nicht manchmal aus Gefälligkeit, einen Dritten zu übervorthellen? (S. III. B. II. Th. IV. Kap. 10. Art. Von der Empfindsamkeit, Seite 146.) Wenn ja die Empfindung, oder das moralische Gefühl eine Richtschnur seyn kann, so möchte es höchstens bei Auslassungen seyn. Es ist der Dämon des Sokrates, der ihn niemals zu einer That antreibt, wol aber ihn davon abhielt. Das Gefühl hängt gar zu sehr von der Bildung, von den Umständen, von dem Zustande des Körpers, von der Stärke oder Schwäche der Nerven.

ven ab. Jeder hat sein Gefühl — welches ist das rechte? Freilich ist die Vernunft nicht ganz frei von diesen Fesseln; sie ist aber doch minder gebunden.

„Die erste Sorge, ist die Sorge für uns selbst: wie oft sagt uns dennoch das Gewissen, daß wir unrecht thun, wenn wir unser eignes Wohl, auf Kosten Andreer, befördern! Wir glauben dem Zuruf der Natur zu folgen, und wir widerstehn ihm, wenn wir dem Ruf der Natur, in unsern Sinnen, Gehör geben, verwerfen ihre Stimme in unserm Herzen; dann herrscht das leidende Wesen, und das thätige gehorcht. Das Gewissen ist die Stimme der Seele; die Leidenschaften die Sprache des Leibes. Ist es zu bewundern, daß beide Stimmen so oft einander widersprechen? und welche soll man alsdann anhören? Allzu oft hintergeht uns die Vernunft; wir haben nur allzu sehr das Recht, sie zu verwerfen; das Gewissen aber betrügt uns niemals; es ist der wahre Führer des Menschen; es ist für die Seele, was der Instinkt für den Leib ist; wer ihm, dem Gewissen, folgt, gehorchet der Natur, und fürchtet keinen Irrthum.“

„Die Moralität unsrer Handlungen ist ganz in dem Urtheile, das wir davon fällen.“ (Es

ist hier die Rede von der innern Moralität, welche man von der äußern Wohlthätigkeit oder Schädlichkeit wohl unterscheiden muß. Beide gehn nicht immer zusammen; ja sie trennen sich oft. In dem Falle der Irrungen bleibt auch eine schädliche Handlung moralisch gut, weil sie aus guter Absicht geschehn ist; sie kann aber, auch selbst vor dem Gewissen, strafbar seyn, wenn sie aus Unvorsichtigkeit geschehn ist. So gibt ein gutmüthiges Weib einer kranken Freundin eine Arznei, und tödtet die, die sie heilen wollte. Rousseaus Lehre ist der frommen Unbesonnenheit gar zu günstig.) „Wenn das Gute gut ist, „so muß es diesen Charakter in unserm Herzen „sowol, als in unsern äußern Handlungen „haben; und die erste Belohnung der Rechtschaffenheit, ist das Zeugniß, daß man sie „ausgeübt hat. Wenn die moralische Güte „natürlich ist, so kann der Mensch nicht gesund „an Leib und Seele seyn, ohne Güte. Ist „sies aber nicht? und ist der Mensch von Natur böse? so kann er nicht aufhören böse zu „seyn, ohne sich zu verderben; dann ist Güte „bei ihm ein widernatürliches Laster. Zum „Schaden, wie der Wolf zum Raube, geschaffsen, würde der menschliche Mensch so verderbt „seyn, als ein mitleidiger Wolf; die Tugend allein „würde uns Vorwürfe des Gewissens zuziehen.

„Wir

„Wir wollen in uns gehn, und prüfen,  
 „wozu, allen Eigennuz beiseite, uns unsre Triebe  
 „verleiten. Welches Schauspiel ist uns ange-  
 „nehmer, die Leiden Andrer, oder ihr Wohler-  
 „gehn? Was thun wir mit innigerem Vergnü-  
 „gen; was läßt uns, nach der That, die an-  
 „genehmste Erinnerung; eine Wohlthat, oder  
 „eine Bosheit? Auf der Bühne, wessen Schif-  
 „sale nehmen wir zu Herzen? Erfreuen uns die  
 „Verbrechen? und ist's ihren Thätern, denen  
 „wir Thränen schenken? Alles, alles, heißt es,  
 „ist uns gleichgültig, auffer unserm eignen Wohl.  
 „Gerade umgekehrt; die süßen Empfindungen  
 „der Freundschaft, der Menschenliebe trösten  
 „uns in unserm Leiden; und selbst im Glük,  
 „im Genuß finden wir uns zu einsam, zu elend,  
 „wenn wir niemanden um uns haben, mit dem  
 „wir unsre Freude theilen. Wenn in dem mensch-  
 „lichen Herzen keine Moralität statt findet; wo-  
 „her kommt die laute Bewunderung heroischer  
 „Tugenden; das Entzücken, womit uns edle  
 „Seelen begeistern? Was hat der Enthusiasmus  
 „für die Tugend, mit dem Eigennuz ge-  
 „mein? Warum möchte ich lieber Cato seyn,  
 „der sich das Herz durchbohrt; als der siegrei-  
 „che Cäsar? Nehmet uns diese Liebe des Guten  
 „und Schönen, ihr raubet uns allen Reiz des  
 „Lebens. Derjenige, in dessen enger Seele die  
 „niedri-

„niedrigen Begierden, diese seligen Empfindun-  
 „gen erstikt haben; der sich in sich selbst einzu-  
 „schränken gewußt, und nichts in der Welt,  
 „als nur sich selbst, liebt — der empfindet  
 „keine innige Freude mehr; sein kaltes Herz  
 „schlägt nicht mehr für Liebe, nie nezt ein süß-  
 „ses Gefühl seine Wange, all sein Genuß ist  
 „dahin; der Elende! — er fühlt nichts, er  
 „lebt nicht, er ist todt!

„Die Anzahl der Bösen mag noch so groß  
 „seyn auf Erden, so gibt es doch wenig von  
 „den Seelenleichen, die, außer ihren Angele-  
 „genheiten, für Rechtschaffenheit und Güte  
 „unempfindlich sind. Die Ungerechtigkeit liebt  
 „man nur, in so fern sie nützen kann; übris-  
 „gens wünscht man immer der Unschuld einen  
 „sichern Schutz. Wenn man auf der Straße  
 „Gewalt und Ungerechtigkeit ausüben sieht; so  
 „erhebt sich in unserm Herzen ein schleuniger  
 „Zorn, ein heftiger Abscheu, der uns antreibt  
 „dem Bedrängten zu Hülfe zu eilen — allein  
 „eine höhere Pflicht hält uns zurück, und die  
 „Gesetze nehmen uns das Recht, die Unschuld  
 „zu beschützen. Wenn hingegen eine mitleidige,  
 „eine großmüthige That sich unsern Augen dar-  
 „bietet, welche Bewunderung, welche Liebe em-  
 „pfinden wir nicht für den Thäter! Wer spricht  
 „nicht in seinem Herzen: „Das möchte ich ge-  
 „then

„han haben!“, Es ist uns wahrlich wenig dar-  
 „an gelegen, daß Dieser oder Jener, der vor  
 „zweitausend Jahren lebte, gut oder böse ge-  
 „wesen ist; und doch empfinden wir bei Lesung  
 „der Geschichte eben das Interesse, das wir  
 „bei gegenwärtigen Handlungen empfinden.  
 „Was gehn mich die Verbrechen des Catilina  
 „an? Darf ich fürchten, ein Opfer seiner Wuth  
 „zu werden? Warum empfinde ich aber vor  
 „ihm eben solchen Abscheu, als wenn er mein  
 „Zeitgenosse wäre? Wir hassen die Bösen, nicht  
 „allein weil sie uns schaden, sondern weil sie  
 „böse sind. Wir wollen, nicht unser Wohl,  
 „sondern auch das Wohl der Andern; und wenn  
 „das Wohl Letzterer das unsrige nicht stört; so  
 „vermehrt es solches. Endlich hat man, wider  
 „Willen, mit dem Unglücklichen Mitleiden; wenn  
 „man ihre Leiden sieht, leidet man selbst mit  
 „ihnen. Die Verderbtesten können diese Nei-  
 „gung nicht gänzlich erstikken; so daß sie da-  
 „durch öfters mit sich selbst in Widerspruch  
 „gerathen. Der Straßenräuber, der die Rei-  
 „senden anfällt, gibt dem nackten Elenden ein  
 „Kleid; und der wütendste Meuchelmörder, hält  
 „den in Ohnmacht fallenden in seinen Armen.

„Werft eure Blicke auf alle Völker der Er-  
 „de; fraget die Geschichte. Unter so vielen  
 „unsin-

„unsinnigen und unmenschlichen Religionen, un-  
 „ter der unzähligen Verschiedenheit der Sitten  
 „und Charaktere; werdet ihr überall die nemli-  
 „chen Begriffe von Recht, Billigkeit; überall  
 „dieselben Grundsätze der Sittenlehre; überall  
 „dieselben Vorstellungen vom Guten und Bösen,  
 „finden. Das alte Heidenthum erzeugte ver-  
 „abscheuungswürdige Götter, die man, wenn  
 „sie unter den Menschen gelebt, als Verbrecher  
 „bestraft haben würde, und welche kein ander  
 „Bild der vollkommensten Glückseligkeit, als die  
 „Befriedigung der niedrigsten Leidenschaften;  
 „und begangene Verbrechen, vorzeigten. Um-  
 „sonst aber stieg das Laster, unter dem Schut-  
 „zer der Götter, vom Himmel herab, das innre  
 „Gefühl verstieß es aus dem Herzen der Men-  
 „schen. Man feierte die schändlichen Buh-  
 „schaften des Jevs; und verehrte die Enthalt-  
 „samkeit des Xenokrates; die keusche Lufreia  
 „betete die verbuhlte Venus an; der unerschrot-  
 „tene Römer brachte Opfer in den Tempel der  
 „Furcht; er rief den Gott an, der seinen Vater  
 „verstümmelt hatte; und doch starb er willig  
 „von der Hand des seinigen. Die verächtlich-  
 „sten Gottheiten wurden von den größten Män-  
 „nern angebetet. Die heilige Stimme der Na-  
 „tur rief lauter, als die Stimme der Götter,  
 „wurde auf Erden verehrt, und schien die Ver-  
 „brechen



„brechen, samt den Verbrechern, in den Him-  
„mel zu verbannen.

„Also ist in unsern Herzen ein angebohrnes  
„Gefühl von Rechtschaffenheit und Tugend, nach  
„welchem wir, unsrer Lehresätze ohnerachtet,  
„unsre Handlungen und die Handlungen der An-  
„dern beurtheilen, und sie für gut oder böse er-  
„klären. Dieses Gefühl ist, das ich das Ge-  
„wissen nenne.

„Hier höre ich von allen Seiten das Ge-  
„schrei der vermeinten Weisen: Irrthum der  
„Kindheit! Vorurtheile der Erziehung! ru-  
„fen sie einstimmig aus. Es ist in der mensch-  
„lichen Seele nichts, als was die Erfahrung  
„hineingelegt hat; und wir fällen keine Ur-  
„theile, ausser nach erworbenen Kenntnissen.  
„Diese Leute gehn noch weiter; die allgemeine,  
„offenbare Uebereinstimmung aller Völker, er-  
„kühnen sie sich zu verwerfen; und der einleuch-  
„tenden Gleichförmigkeit des Urtheils aller  
„Menschen zum Trotz, suchen sie aus der Fin-  
„sterniß einige unbekante Beispiele hervor, von  
„denen niemand weiß, als sie; gleichsam als  
„ob alle Triebe der Natur, durch die Verdor-  
„benheit eines Volkes erstikt wären; und einige  
„Misgeburten das ganze Geschlecht vernichte-  
„ten. — Gibt es denn aber auf der ganzen Erde  
„ein

„ein Volk, bei welchem es ein Verbrechen sey,  
 „sein gegebenes Wort zu halten, wohlthätig,  
 „barmherzig, großmüthig zu seyn; bei wel-  
 „chem der Rechtschaffene, Verachtung; und der  
 „Treulose, Achtung verdiene?

„Ein jeder, sagt man, trägt zu dem all-  
 „gemeinen Besten bei, weil er sein eignes Inter-  
 „esse dabei findet: woher kommt es aber, daß  
 „der Rechtschaffene das allgemeine Wohl, mit  
 „eignem Schaden, befördert? Was heißt das:  
 „aus Eigennuz zum Tode gehn? „ (Es heißt:  
 sein Leben für etwas, das man höher schätzt,  
 für den Ruhm, für die Seligkeit, hingeben.)  
 „Freilich handelt ein Jeder nur um seines Be-  
 „stehen willen; wenn aber kein moralisches Gut  
 „ist, das in Betrachtung gezogen zu werden  
 „verdient; so kann man aus dem Eigennuz nur  
 „das Betragen der Bösen erklären. Ja es ist  
 „zu vermuthen, daß man es nicht versuchen  
 „wird, weiter zu gehn. Das würde eine gar  
 „zu verabscheuungswürdige Philosophie seyn,  
 „welche nicht wüßte, was sie mit der Tugend  
 „anfangen wollte; die sich nicht anders helfen  
 „könnte, als dadurch, daß sie der Tugend nie-  
 „derträchtige Absichten, und tugendlose Beweg-  
 „gründe andichtete; die sich in die Nothwendig-  
 „keit setzen würde, einen Sokrates herabzuset-  
 „zen, und einen Regulus zu lästern. „

Diese

Diese Stelle ist schön, sowol durch die Darstellung der Ideen, als durch die Wärme und den Enthusiasmus für die Menschheit und Tugend. Es geht ihr aber Manches an der philosophischen Richtigkeit ab. Die Worte, Selbstliebe, Eigenwohl, werden in einem zu eingeschränkten Sinne, bloß von dem eigentlichen Nutzen genommen. Eigennuz aber, in seiner ganzen Ausdehnung, schließt keine Tugend, ja nicht einmal das Opfer des Lebens, aus. Der Trieb nach Vollkommenheit ist auch Eigennuz; sowol als moralisches Gefühl.

Freilich hat das Moralische seine eigne Schönheit; und diese Schönheit reizt den, der Sinn dafür hat, eben so wie eine vortrefliche Harmonie den, der Geschmak für die Musik empfindet. Nach dem groben Eigennuz kann man auch den Geschmak für Musik, für Baukunst, für Malerei, für Poesie, für die Natur, nicht erklären.

Der Sinn für die moralische Schönheit, ist der moralische Sinn, oder das Gewissen.

Es ist darin auch eine Zweideutigkeit, wenn man sagt, daß dieser Sinn angeboren sey. Der Geschmak an den Künsten ist auch angeboren; er muß aber durch die Erziehung entwickelt, ge-

L Band.

U

übt,

übt, berichtigt werden; sonst erstikt er im Reime. Eben so muß das moralische Gefühl von der Erziehung sein Wachsthum und seine Verfeinerung erhalten, sonst ist er todt.

Durch diese Bildung aber kann er verdorben werden, so wie der Sinn für die Natur und die Künste. Hier wird er auf Schnitzschnaf, auf Bänder und Puz, dort auf Kleinigkeiten gelenkt; und dann ist er nicht mehr im Stande, das Simple, Edle, Große zu empfinden. Man kann sich also nicht ganz auf das Gefühl verlassen. Und im Moralischen, wie viele Menschen tadeln nicht, wirklich große, edle Handlungen?

Der rohe Mensch hat wenig moralisches Gefühl. Er billigt und lobt nicht Verbrechen; aber er empfindet auch den Werth der Tugend nicht; so z. B. wissen weder die Neger, noch die Canadenser viel von Mitleid. Am Senegal verkaufen Eltern und Kinder einander für Brandtwein; am Lorenzofuß zerfleischt man die Kriegesgefangenen lebendig; nicht aus Grausamkeit, sondern aus Mangel des Mitleids. (S. was ich davon gesagt habe. 3. Art. Von der Grausamkeit.)

„Das Beispiel der Taub- und Stummgeborenen zeigt, wie wenig der Mensch, auch  
„mitten

„mitten unter Menschen, ohne Sprache zu  
„Reden der Vernunft gelange, und in welcher  
„thierischen Wildheit alle seine Triebe bleiben.  
„Er ahmt nach, was sein Auge sieht, Gutes  
„und Böses; er ahmt es schlechter, als der  
„Affe, nach; weil das innere Kriterium der  
„Unterscheidung, ja selbst die Sympathie mit  
„seinem Geschlecht ihm fehlet. Man hat Bei-  
„spiele, daß ein Taub- und Stummgeborener sei-  
„nen Bruder mordete, da er ein Schwein mor-  
„den sah; und wühlte, bloß der Nachahmung  
„wegen, mit kalter Freude in den Eingeweiden  
„desselben. In Saks vertheidigten Glauben  
„der Christen, erinnere ich mich, einen solchen  
„Fall gelesen zu haben; mehrere dergleichen sind  
„mir aus andern Schriften erinnerlich.“

(Herder Ideen zur Philosophie der Geschichte der  
Menschheit.)

Dieser Beispiele werden denn doch wenige  
seyn.

Ohnstreitig läßt sich das Mitgefühl aus  
der Selbstliebe erklären. Man kann den An-  
blick fremder Leiden nicht ertragen. Das liegt  
bei der übertriebenen Empfindsamkeit an dem  
Tage. Der Empfindler hilft dem Nothleiden-  
den nicht, er läuft davon. Er hat Mitleiden

also, nicht um des Leidenden, sondern um sein selbst willen. Empfindelei und Empfindung, aber sind nur dem Grade, und nicht der Natur nach, verschieden. Der Schwache flieht den unangenehmen Gegenstand, der Starke räumt ihn aus dem Wege: d. h., in Rücksicht auf das Mitleiden, er hilft.

Ein Beweis, daß die Mitempfindung ein Zweig der Selbstliebe ist, ist folgender. Je mehr die Selbstliebe, durch Erhöhung des Gefühls, Wachsthum erhält, desto mehr wächst auch das Mitgefühl.

Rousseau sagt, daß der Wollüstling eigensüchtig und hart ist. Das ist auch wahr. Die Wollust vereint den Widerspruch.

Weil der Wollüstling viel braucht, so theilt er nicht gern mit, denn er hat niemals Ueberfluß; weil er weichlich ist, scheut er die Mühe und die Gefahr, und mag also nicht helfen.

Weil er aber weichlich ist, kann er das Bild des Elenden, sein Flehen, seine ungestümen Bitten nicht ertragen; er kauft sich, wider Willen, durch Almosen davon los.

Der Wollüstling hilft wol mit seinem Borsel, nicht aber mit seiner Person.

IV. K. Schädl. Triebe. 1. Art. Grundtr. 341

In dem Genuß seiner Freuden steht sein Herz und seine Hand offen; er verschwendet. Bei der Mattigkeit der Erschöpfung aber; bei der Leerheit seines Herzens; bei fehlgeschlagener Hofnung; bei der Langenweile des Müßiggangs oder der Geschäfte; bei dem Verdruß der übeln Folgen seiner Zügellosigkeit; bei zerrüttem Körper, oder bei der Sorge, über die in Unordnung gerathenen Glücksumstände, ist er hart.

Dem Gegenwärtigen, der ihm durch Zudringlichkeit beschwerlich fällt, hilft er, um ihn los zu werden. Der Abwesende aber wird nichts von ihm erhalten, nicht einmal sein Recht.

Er wird eher Barmherzigkeit, als Gerechtigkeit üben.

Er ist hart und wohlthätig, nie aus Liebe, sondern aus Eigensucht. (Siehe Empfindsamkeit.)

## 2. Artikel.

## Von der Eigenliebe und der Selbstsucht.

Die Selbstsucht ist eine Ausschweifung der Selbstliebe, die entstehen muß, sogleich wie das Mitgefühl durch irgend eine Ursach geschwächt wird, und der Selbstliebe das Gegengewicht nicht mehr halten kann.

Die Ursachen, die das Mitgefühl schwächen, sind:

- a) Die übertriebene Weichlichkeit und Empfindsamkeit; welche sich, aus Scheu vor unangenehmen Empfindungen, in sich selbst einschränkt.
- b) Die Schwäche überhaupt; welche ihre wenigen Kräfte für sich selbst aufspart, damit es ihr im Nothfall nicht daran fehle.
- c) Die Unbekanntschaft mit den Leiden der Menschheit.
- d) Eine starke, feste Leibeskonstitution: welche, da sie den Menschen über viele Eindrücke, die Andern beschwerlich werden, über viele Schmerzen und unangenehme Empfindungen wegsetzt; das Mitleiden erstift; weil man

gehen



gegen Leiden, die man nicht fühlt, und folglich nicht recht kennt; wenig empfindsam seyn kann.

e) Wenig Umgang mit den Menschen; so daß man sie einigermaßen als Fremde ansieht, und wenig Antheil an ihnen nimmt.

f) Endlich, alle feindseligen Leidenschaften; als Haß, Zorn, Rachbegier, Neid, Eifersucht.

In den fünf ersten Ursachen der Empfindungslosigkeit sehe ich kein inneres Verderben, keine eigentliche Bosheit. Von der letzteren, nemlich von den Leidenschaften, werde ich anderswo reden.

Die Selbstsucht nimmt, nach ihrem Gegenstand, verschiedene Gestalten an; sie wird Stolz, wenn sie sich über Andre erhebt; Eitelkeit, wenn sie auf äußern Glanz verfällt; Habsucht, wenn Reichthum ihr höchstes Gut wird. Daraus fließt Verachtung Andrer, Härte, Lieblosigkeit, Dienstverweigerung, Unmaßlichkeit, Ungerechtigkeit, u. s. w. Wenn Selbstsucht, durch Unwissenheit des wahren Werths der Güter, durch Verwöhnung auf sinnliches Vergnügen verfällt; wird sie Lekkerhaftigkeit, Trunkenheit, Wollust, Buhlerei, Weichlichkeit, Ueppigkeit. Diese letz-

tern erzeugen die Scheu vor Anstrengung, vor Arbeit und Beschwerde, vor unangenehmen Empfindungen, u. s. w.; die Furcht vor Gefahren, vor Menschen, vor dem Widerwillen derselben.

Aus beleidigter Selbstliebe und Selbstsucht entstehn die verschiedenen Grade von Zorn, von Rache, die Unversöhnlichkeit, die Grausamkeit.

Die Eigenliebe verwandelt sich in Eifersucht, wenn sie ein Gut, das ihr gehört, und das sie schätzt, in Anderer Händen sieht; und in Neid, wenn sie in fremder Gewalt ein Gut, das sie wünscht, erblickt.

Dies alles ist augenscheinlich. Ich halte mich dabei nicht länger auf, und gehe zu einigen besondern Fehlern über.

### 3. Artikel.

---

#### Von der Grausamkeit.

Die Grausamkeit ist ein abscheuliches Laster, wovon man schreckliche Beispiele hat.

Wenn man auf dieselben aufmerksam ist, so findet man, daß sie 1) bei rohen, harten  
Wör

Völkern und Zeiten, oder 2) bei der Hestigkeit einer wütenden Leidenschaft statt finden.

So üben die rohen Völker in Amerika die äußersten Grausamkeiten gegen ihre Kriegesgefangenen aus. Allein, wenn man den Erzählungen der Reisenden Glauben beimessen darf, sind merkwürdige Umstände dabei zu beobachten.

Erstlich ertragen die Leidenden ihre Schmerzen mit eben dem Muth, mit welchem ihre Peiniger sie quälen; sie singen dabei ihr Lied, spotten der Quaal, und sprechen ihren Henkern Hohn. Ein Beweis, daß diese Grausamkeit ihnen nicht so schmerzhaft, und daher in den Augen des Gegentheils das nicht sind, was sie für uns seyn würden. Schmerz, und folglich Grausamkeit ist ein Verhältniß; und kann nur durch die Leibes- und Seelenkräfte der Plagenden, und der Leidenden, bestimmt werden; d. h. was einem Weichlicherem grausam ist, ist dem Festeren nicht. Bei den Amerikanern ist dieß alles nur — Sitte. Auch sollen die Gefangenen, die ihr Schicksal vorher wissen, ganz ruhig und gutes Muthes dabei seyn.

Zweitens, man wählt unter den Kriegesgefangenen einige, die die Stelle der in dem Kriege erschlagenen Landesleute vertreten. Man

setzt Jene in die National- und häuslichen Rechte der Letzteren, man gibt ihnen die Weiber und Kinder und alle Haabe derselben. Mit einem Worte, man macht zwischen dem neuangenenen Bürger, und dem alten, keinen Unterschied. Die Sieger haben also keinen eigentlichen Haß gegen die Gefangenen; und man kann nicht sagen, daß sie sie aus eigentlicher Empfindung der Rache quälen; es ist vielmehr eine pflichtmäßige, aus Gründen hergenommene Rache; eine Art von Repressailen, die sie ausüben. Noch einmal, es ist — Sitte.

Drittens, wenn der Leidende Furcht und Schwäche äußert, macht man bald seinem Leben, und seinen Quaalen ein Ende; nur der Standhafte, der als Mann aushält; fühlt den ganzen Muthwillen der Sieger. Daraus erhellt, daß diese des Mitleids fähig sind, daß sie nicht eigentlich an Leiden und Schmerzen Gefallen haben, und daß vielleicht, bei ihren stumpfen Gefühlen, diese Grausamkeiten ein bloßer Gebrauch sind.

Man sieht, daß solche Völker ganz andre Vorstellungen haben, als wir. Was wir als Grausamkeit ansehen, wird bei ihnen nicht dafür gehalten; es ist bloße Sitte, es ist wol gar Wohlthat. So erschlagen einige Nordameri-

kaiser

IV. K. Schädl. Triebe. 3. Art. Grausamk. 347

kaner ihre Väter, wenn diese zu alt werden, um sie von den Beschwerden des hohen Alters zu erlösen. Aus eben dem Grunde sperren einige Negervölker die ihrigen in Hütten ein, wo sie verhungern, oder von wilden Thieren zerrissen werden. Die Jünglinge und Männer bei den Hottentotten, verachten und beleidigen ihre Mütter; und wenn man sie fragt, warum sie solches thun, so geben sie zur Antwort: Es ist so bei uns Sitte. Diese Antwort würde auch bei uns oft gelten.

Man findet bei gesitteten Völkern auch Spuren der Grausamkeit. Griechen und Römer hatten blutige Schaugefechte. Es waren aber kriegerische Völker, die Blut und Wunden und Tod nicht achteten. Und als sie weichlicher wurden, waren diese Schauspiele schon Gewohnheit geworden; das Auge hatte sie ertragen gelernt: und die Gewohnheit hat die Kraft, manchen Gebrauch, selbst wider den Willen Aller, lange zu erhalten? so daß man von der Dauer dieses Gebrauchs, nicht mit Zuversicht auf das Fortdauern des Geschmacks deren, die ihn beobachten, schliessen kann.

Wir können, bei jenen gesitteten und rohen Völkern, solche Gebräuche nicht sogleich als Grausamkeiten verdammen, weil ihre Gefühle lange

lange nicht so zart sind, als die unstrigen. Man erzählt mehrere Beispiele von Weibern, die nicht eher geruht, als bis sie von ihren Männern sind geschlagen worden; die bis dahin gegen ihre Männer geklagt, solche der Gleichgültigkeit beschuldiget haben, und durch Schläge erst zufrieden gestellt worden sind. Waren hier die Schläge Grausamkeit? Ich denke, nein; sondern vielmehr eine Wohlthat. Bei uns aber sind sie beleidigend und grausam. Fast alle unsre moralischen Sätze sind Verhältnisse; das verstehn aber die Mehresten noch nicht.

Hefstige Leidenschaften, Rache, Eifersucht und Furcht verleiten den Menschen zu Grausamkeiten. Allein in der Hefstigkeit der Leidenschaft ist der Mensch seiner nicht mächtig, und sich kaum bewußt. Sobald die Wuth sich legt, bereut der Thäter seine That.

In diesem Falle ist also der Mensch nicht böse oder grausam; denn die Leidenschaft muß ihn erst verblenden, außer sich bringen, ehe er eine Grausamkeit begeht; und wenn er solche begangen, verabscheut er sie, sobald er wider zu sich kommt. Man rechnet einem Wahnsinnigen, einem Kranken in der Hitze des Fiebers, den Schaden nicht zu, den sie anrichten können. Leidenschaften aber sind eine Art von Wahnsinn,  
von

von Fieberhitze; selbst der gemeine Sprachgebrauch lehrt es; man sagt ja von einem zornigen Menschen, er sey außer sich; er wisse nicht, was er thue; er sey blind. Diese heftigen Gemüthsbewegungen sind also eine Art von Wahnsinn, (*ira furor brevis est*) eine wahre Krankheit — denn sie bringen den Tod. In solchem Zustande kann ein Mensch Grausamkeiten begehen, ohne daß man befugt sey, ihn der Bosheit, oder der Grausamkeit zu beschuldigen.

Ein Mensch in der Leidenschaft kann blind heißen, die allgemeine Stimme nennt ihn so. Ich möchte ihm aber noch einen andern Namen geben; nemlich den Verblendeten. Blind ist er nicht, denn er sieht; aber er sieht unrecht, er sieht Phantomen, Ungeheuer; er sieht, was nicht ist, und sieht nicht, was da ist; alles kömmt ihm anders vor, als in einem ruhigen Gemüthszustande. Der Zürnende, z. B. sieht die Beleidigung ganz anders an, er findet sie viel größer, als nachdem sein Blut gestillt ist. Nun weiß er zuweilen nicht mehr, worüber er Klagen soll.

Daß jede Leidenschaft mit Bewegungen des Blutes verknüpft ist, weiß Jedermann. Die Leidenschaft ist also zum großen Theil in dem

Kör.

Körper, sie ist mehr eine Krankheit, als ein moralisches Verderben.

In dem ersten Fall findet also keine eigentliche Grausamkeit statt; in dem letzteren liegt die Grausamkeit aus der Leidenschaft; und die Leidenschaft ist das Uebermaaß eines nützlichen Triebes, der Selbstliebe nemlich, und des Hangs zur Selbsterhaltung; also wieder — aus dem Guten.

Das Uebermaaß der Triebe und Empfindungen, das sie zu dem leidenschaftlichen Grad erhebt, ist eine Folge der Leibesbeschaffenheit, der Wallungen des Blutes, des Lebens der Nerven. (Man sehe, was ich von dieser physischen Reizbarkeit gesagt habe, III. B. III. Th. 2. Kap. 2. Art. Von den Krankheiten.)

Die kaltblütige Grausamkeit, wenn es eine solche wahre Grausamkeit gibt; gehört zu der Bosheit, wovon ich nun sprechen werde.



## 4. Artikel.

## Von der Bosheit und Schadenfreude.

Man muß diese Laster nicht verwechseln: Die Bosheit schadet mit Bitterkeit, sie ist eine Art von dauerndem Zorne. Die Schadenfreude schadet, wie es ihr Name besagt, mit Freude, mit lachendem Muth. Beide finden Vergnügen an Unheil, wenn sie es auch nicht angerichtet haben; erstere grinzt und fletscht die Zähne, letztere lacht und jauchzt.

Was nennt man Bosheit? Man pflegt mit diesem Namen das Verhalten derer zu belegen, die nur immer ihrem Geschmak, ihrer Laune, ihrem Interesse nachgehn; ohne Rücksicht auf das Wohl und Weh, und auf die Rechte Andrer. Freilich ist diese Gesinnung schädlich, aber noch nicht boshast; denn nach einem gemeinen Sprachgebrauch ist Bosheit ein böser Wille, eine Lust am Bösen. Jene Neigung aber ist keine eigentlich böse Absicht, sondern Eigensucht; ein zu starker Trieb, sein eigenes Wohl zu befördern, ohne auf Andre zu sehen. Bosheit also wäre, eine Neigung Böses zu thun.

Welche

Welche ist die Quelle dieser Neigung? Es können mehrere seyn. 1) Menschenhaß, der aus Krankheit des Körpers, als Hypochondrie; oder aus wahren, oder vermeinten Erfahrungen der Lasterhaftigkeit, entsteht; 2) Ein sonderbarer Geschmak zum Bösen; 3) oder deutliche, bestimmte Absicht, Schaden anzurichten.

Ersteres wäre nicht eigentliche Bosheit, Neigung zum Bösen; sondern eine Irrung der Liebe zum Guten; weil sie ein Widerwille gegen die Menschen, wegen ihrer Lasterhaftigkeit ist. Was aus einer körperlichen Krankheit entsteht, kann nicht Bosheit genannt werden; denn man kann dem Menschen aus der Hypochondrie und aus der Melancholie, eben so wenig, als aus dem Fieber, ein Verbrechen machen.

Sollte wirklich wahre Bosheit, d. h. Liebe zum Bösen; nemlich eine solche Liebe, die man nach der Erkenntniß ihres Gegenstandes billigt, existiren? Ich habe noch immer einigen Zweifel dagegen. Einmal pflegen die Menschen gar zu sehr bei dem äußern Schein der Handlungen der guten und der bösen, stehn zu bleiben. Sie untersuchen die Quellen, die Beweggründe selten. Der Beleidigte ist empfindlich; und die Empfindlichkeit vergrößert alles; die Andern sprechen ihm nach.

Zwei.

Zweitens, wenn der Mensch boshaft wäre, müßte er das Böse, ohne anderweitigen Reiz dazu, als daß es böse ist, thun; das Gute aber nur, wenn Eigennuz und Leidenschaft ihn dazu vermöchten; er müßte das Böse gewöhnlich, das Gute aber nur selten, und also viel mehr Böses, als Gutes, thun. Nun aber findet das Gegentheil offenbar statt. Oesters thut der Mensch Gutes, ohne andern Antrieb, als die Einsicht des Guten, das Gefühl der Ordnung und Schicklichkeit. Oft thut er Gutes auf eigne Kosten. Hört er ein Klagegeschrei; so eilt er hinzu, und stürzt sich in die Gefahr, um dem Nothleidenden zu helfen; er theilt, öfters von seinem Nothdürftigen, mit, um den Hunger der Brüder zu stillen. Niemand weigert sich, bei Gelegenheit, für den Elenden zu sprechen, und die Hülfe zu ersuchen, die er nicht selbst leisten kann. Der erste, der vorbei kömmt, reicht dem Kinde, dem Greise, der gefallen ist, die Hand; und wenn der Hülfslose Schaden genommen hat; so laufen die Leute herbei, heben ihn auf ihre Schultern, und drängen sich zur Hülfe zu. Nachbarn und Bekannte nehmen keinen Anstand, einander Sachen, die der Gebrauch abnutzt, oder auch Geld, das sie vielleicht nie wiederbekommen werden, zu leihen. Wäre der Mensch boshaft, so würde der Vor-

übergehende die angreifen und mißhandeln, die ihm begegnen, und von denen er keine Gegenwehr besorgen dürfte; \*) man würde herbeilaufen, eine Feuersbrunst anzufachen, die entfernt genug wäre, um uns und unsrer Habe nicht zu schaden; statt dem Gefallenen aufzuhelfen, würde man ihn im Koth herumwälzen. \*\*)

Dritt

\*) Das Verhalten des Menschen pflegt gerade umgekehrt zu seyn. Er schont, er erbarmt sich des Schwächeren, und vergibt ihm seine unbesonnenen Angriffe. Das thun alle Kinder, und fast alle Erwachsenen. Gegen seines Gleichen aber wehrt er sich. Es ist offenbar das Widerspiel der Bosheit. Wenn er angreift; so geschieht es oft aus Furcht.

\*\*) „Ist der Mensch böse geboren? Ist es nicht erwiesen, daß der Mensch nicht böse geboren ist?  
„Wenn er von Natur verderbt wäre, so würde er  
„Bosheiten und Grausamkeiten begehn, sobald er  
„gehen könnte; er würde das erste beste Messer dem  
„in den Leib stoßen, der ihm misfiel. Er würde  
„unvermeidlich, wie die jungen Füchse oder Wölfe,  
„beißen, sobald ihm die Zähne gewachsen wären.

„Hingegen ist er überall sanft, wie ein Lamm,  
„so lange er ein Kind ist. Warum und wodurch  
„wird er so oft zum Wolf und zum Fuchs? Kommt  
„es nicht etwa daher, daß er weder gut noch böse  
„geboren wird, und daß die Erziehung, das Bei-  
„spiel, die Regierungsform, unter welcher er lebt,

H.C.

Drittens ist die Liebe zum Bösen, nach  
unsern psychologischen Grundsätzen, ganz uner-  
klärbar.

„(S. III. B. II. Th. 5. Kap. Von der Gesellschaft.)  
„und endlich die Gelegenheit, ihn zum Guten oder  
„Bösen, zum Laster oder zur Tugend bestimmen?

„Vielleicht konnte die menschliche Natur nicht  
„anders beschaffen seyn. Der Mensch konnte nicht  
„lauter falsche, aber auch nicht lauter wahre Be-  
„griffe haben; er konnte nicht lauter wohlthätige,  
„aber auch nicht lauter feindselige Empfindungen in  
„seinem Herzen hegen.

„Es scheint ausgemacht zu seyn, daß das weib-  
„liche Geschlecht besser ist, als das männliche; man  
„trifft hundert Thebaische Brüder für eine Clytem-  
„nestra an.“

(Um Vergebung, Hr. v. Voltaire! das war ein-  
seitig geurtheilt. Weiber sind sanfter, als Män-  
ner, aber darum nicht besser; denn sie sind auch  
im Guten nicht so wirksam. Man muß beides, Gu-  
tes und Böses, erwägen.)

„Es gibt Gewerbe, die nothwendig das Herz  
„verhärten; von der Art ist der Soldatenstand, das  
„Geschäft des Häschers, des Kerkermeisters, und  
„alle Gewerbe, die sich auf die Leiden der Mensch-  
„heit gründen.“ (Dies geschieht aus Eigennuz.)

„Der Häscher, der Kerkermeister, u. a. dergl.  
„können ihr Glück nur durch das Unglück Anderer  
„machen

klärbar. Ich sage, die Liebe zum Bösen,  
als böse erkannt; dieß muß recht verstanden  
werden.

„machen. Ihr Geschäft ist zwar, weil es böse Men-  
„schen gibt, nothwendig, und folglich in der Gesell-  
„schaft nützlich. Aber unter tausend Männern von  
„dem Schlage, gibt es nicht einen, der sein Ge-  
„schäft in Rücksicht auf das Wohl des Staates treibt;  
„nicht einen, der von dem allgemeinen Besten et-  
„was weiß.

„Es ist eine Lust, diese Art Leute anzuhören,  
„wie sie sich ihrer Thaten rühmen, die Unglücklichen  
„zählen, die ihnen in die Hände gefallen sind; was  
„sie für List gebraucht haben, solche zu überraschen;  
„wie sie solche gemartert haben, und was sie da-  
„bei gewonnen.

„Wer die Untergeordneten der Gerechtigkeit mit  
„einander hat schwätzen gehört; wie sie sich des  
„Elends der Klienten rühmen; der muß von dem  
„Menschen übel denken.

„Es gibt noch abscheulichere Gewerbe, die allent-  
„halben, wie eine Pfründe, gesucht werden.

„Es gibt welche, die den ehrlichen Mann ver-  
„derben; ihn zur Lüge, zum Betruge verwöhnen,  
„ohne daß ers kaum gewahr wird; die ihn verblen-  
„den, die ihn habfüchtig und ehrgeizig machen; die  
„ihm zur Pflicht machen, das menschliche Geschlecht  
„in dumme Blindheit zu versenken.

„Das

werden. Freilich liebt mancher etwas, das böse ist, aber nicht, weil es böse ist; sondern weil es etwas angenehmes an sich hat, und Vergnügen gewährt. So liebt der Trunkenbold, nicht die Trunkenheit, die Kopfschmerzen,

33

zen,

„Das weibliche Geschlecht, das mit der Erziehung der Kinder sich beschäftigt, und sich auf das Hauswesen einschränkt, hat mit allen den verderblichen Gewerben nichts zu thun; überall ist es menschlicher, (und leichtsinniger,) als das männliche Geschlecht.

„Der Körperbau vereinigt sich mit der geistigen Anlage, um ersteres vor großen Verbrechen zu bewahren. Süßeres Blut; Enthaltbarkeit vor starken Getränken, wodurch die Leidenschaften erregt werden, machen es sanft. Ein unumsößlicher Beweis davon ist, daß unter tausend Elenden, die wegen Verbrechen und Schandthaten, ein Opfer der Gerechtigkeit werden, kaum vier Weiber zu finden sind.“

(Diese Berechnung ist nicht richtig. Und dann könnte man der Schwachheit, der Feigheit jenes Geschlechts einen Theil seiner Milde zuschreiben. Und das wäre eben nicht verdienstlich.)

„Es scheint also, daß unsre Sitten und Gebräuche das männliche Geschlecht verdorben haben.“

(Questions sur l'Encyclopedie. Art. Homme.)

zen, u. s. w.; sondern den Wein, den Wohlgeschmack desselben. Ein Anderer liebt die Gewürze; nicht weil sie den Magen verderben, sondern weil sie angenehm schmecken. Man denke sich aber einen Unsninnigen, der, ohne dieß Vergnügen, sich betrinken, oder seinen Magen mit Gewürzen verderben wollte, in der Absicht, sich zu schaden; wenn er nicht etwa, des Lebens überdrüssig, kein ander Mittel wüßte, es zu verkürzen. Ist das eine Möglichkeit?

Ich sage, daß die Liebe zum Bösen, wie ich sie hier bestimme, gar nicht erklärbar ist. Es muß immer ein Reiz, ein Vergnügen da seyn, das den Menschen zur Handlung bewegt; und diesen Reiz muß man untersuchen, wenn man die menschlichen Handlungen beurtheilen will.

„Das Böse selbst ist ihm Reiz, daran weidet der Boshafte seine Augen.“ Kann seyn. Ich unterscheide einen überdachten Vorsatz, eine Neigung, eine Vorliebe, die man billigt; von einem bloßen Geschmack. Es ist zwischen beiden ein großer Unterschied. Erstes ist eine Wirkung der Seele, der Erkenntniß, des Urtheils; letzteres würde ich dem Körper zurechnen, wenn es nicht eine Folge irgend einer Leidenschaft wäre. — Und selbst Leidenschaft.  
en



ten und ihre Folgen sind, wenigstens zum größten Theil, körperlich. Ersteres wäre ein Grundverderben, eine moralische Bosheit; letzteres ein bloßes Uebel, eine zufällige Schwäche oder Irrung. Ersteres glaube ich geradezu läugnen zu dürfen; weil ich es für unmöglich halte. Was letzteres betrifft; so ist es ein anders; denn wer kann die ganze Mannigfaltigkeit des Geschmacks wissen? Man hat Menschen gesehen, die an Raupen einen Lekkerbissen fanden. Dieses ist nun wol ein Fehler der Organisation; wenn wir annehmen, daß unsre Organisation die vollkommenste, und alles fehlerhaft ist, was davon abgeht. Viele Leute finden an Dingen, die uns anekeln, ein Vergnügen. Wer kann es ihnen übel nehmen, und sie deswegen tadeln? Sie essen die Raupen, weil ihnen diese schmecken; nicht weil uns solche ekelhafte sind. Man hat Leute von einer melancholischen Wuth befallen gesehen, die nach Menschenblut, und zwar nach dem Blute ihrer Lieblinge, begierig waren. Sobald sie solches vergossen hatten, war ihre Wuth besänftigt. Der Arzt hat manchen geheilt; es war also Krankheit, und nicht Bosheit. Sollte vielleicht auch eine Organisation, eine Krankheit möglich seyn, die den Geschmack zum Bösen erzeugte? Alsdann aber ist es nicht das Böse, sondern das Vergnügen, das den

Menschen reizt. Und man sieht auch mehrentheils, daß die sogenannten Bosheiten, sehr leichtsinnig und unbedachtsam begangen werden; man denkt an den Schaden nicht. Es geht diesen, wie den Kindern, die Katzen quälen, um ihr possirliches Mauen zu hören; oder ein kostbares Gefäß zerschmeissen, weil es hübsch klingt. „Ist aber das nicht Bosheit, Liebe zum Bösen?“ Nein, sondern Liebe zum Vergnügen, das mit dem Bösen verbunden ist; so wie der Geschmak eines Kranken für eine ungesunde Speise. Für die Moralität ist's auch beivveitem nicht einerlei, denn wenn es wahre Bosheit ist, so wird sie sich eben deswegen äußern, weil man ihr den Gegenstand als böse vorstellt; ihre Neigung wird durch die Gegenvorstellungen wachsen; so ungefehr, als beim Trozze oder Zorne; denn das Böse ist gerade, was sie liebt. Ist's aber bloß Muthwille, d. h. Vergnügen an etwas, das Schaden bringt, ohne eigentlich den Schaden zu erzielen, so wird hoffentlich die Vorstellung des Schadens, des Unrechts; das Vergnügen überwiegen, und dann wird der Muthwillige ruhn; denn er mag aus Leichtsinnden Schaden nicht recht eingesehn haben.

Und ist das nicht der Fall, in welchem alle Menschen sich wirklich befinden? Ja freilich;  
und

IV. K. Schädl. Triebe. 4. Art. Bosheit. 361

und ich will den Augenblick unwiderlegbar beweisen, daß ein Jeder, auch der strengste Moralist, auch der milzsüchtigste Tadler, der menschenfeindlichste Frömmling, in diesem Stücke gerade so denkt, als ich. Wenn man einen vermehnten Bösewicht von seiner Bosheit zu bekehren sucht, wie fängt man es da an? was thun da der Unwissende und der Gelehrte, der strengste Sittenlehrer und der mildeste Philosoph, der Inquisitor und der liebende Vater? Nicht wahr, sie stellen Alle dem Verirrten den Schaden, die Unschicklichkeit, die Unordnung seines Verhaltens, die Ungerechtigkeit, deren er sich gegen Andre schuldig macht, vor? Was setzen sie also bei allen ihren Ermahnungen voraus? Offenbar, daß sich der Bösewicht, durch die Einsicht der bösen Folgen seiner Handlungen, zur Besserung wird bewegen lassen; daß er die Schädlichkeit seines Betragens, wenigstens nicht ganz, einsah; daß er aus Unwissenheit gesündigt hat; daß er — dieses ist sehr merkwürdig, und die Hauptsache; — daß er das Böse nicht liebt, weil man ihn, durch die Vorstellung desselben, davon ableiten will; denn sonst würden diese Vorstellungen gerade das Gegentheil bewirken müssen: daß er — das Gute liebt, weil man ihn, durch die Vorstellung desselben, dazu bringen will. Ohne

alle diese Voraussetzungen wäre die Mühe, der Eifer aller Ermahnenden, wie er sich äußert, fruchtlos und — widersinnig. Die eigentliche Bosheit könnte nur durch Betrug; nur dadurch, daß man ihr das Böse als gut, und das Gute als böse vorstellte; vom Bösen abgeleitet, und zum Guten geführt werden.

Wo diese Unwissenheit des Schadens nicht statt findet; muß, meines Erachtens, eine Leidenschaft, oder eine unruhige Kraft zum Grunde liegen. Wenns Leidenschaft ist, kann man's wol nicht Bosheit nennen. Die Leidenschaft ist keine überdachte, gebilligte Neigung und Vorliebe zum Bösen; es ist Rache, Grausamkeit, Neid, Krankheit, Wallung des Blutes, u. s. w.

„Alein — die Leidenschaften sind doch schädlich?“ Ohne Zweifel. Sie verderben aber nicht den Menschen wesentlich; sie greifen die innere Moralität nicht an; weil sie daraus nicht fließen; sie sind bloß etwas Zufälliges. Der Mensch gibt ihnen weder seine Einwilligung, noch seinen Beifall; denn er ist dabei seiner nicht mächtig, und öfters nicht bewußt. Hingegen sie überraschen ihn, und er mißbilligt sie, wenn er zur Vernunft zurückkehrt. Es sind wahre Krankheiten, sowol als die Raserei und das Irre.

Irrededen; nur unterscheiden sie sich von letzteren durch ihre mindere Hefigkeit und kürzere Dauer. Der Beweis davon ist, daß alle Leidenschaften in Krankheiten ausarten; und daß man die Leidenschaften, eben so wie die Wuth und die Fieberhizze; durch kühlende Mittel, niederschlagen kann. Ich möchte die wütenden Leidenschaften, wovon hier eigentlich die Rede ist, mit den melancholisch wütenden Anfällen vergleichen, wovon ich eben gesagt habe, daß sie den Blutdurst erzeugen. Andre Leidenschaften, als Eitelkeit, Ehrsucht, und dergleichen, die zu Gewohnheit werden, ohne den Menschen so gewaltig zu erschüttern, als erstere; würde ich mit gewissen selbstgemachten Bedürfnissen; oder, wenn man will, mit einem sonderbaren Geschmak vergleichen; den jeder, nach Belieben, einen verdorbenen Geschmak nennen mag. Diese Bedürfnisse, dieser Geschmak, so lächerlich sie auch seyen, verlangen ihre Befriedigung; sie müssen Nahrung haben, oder sie quälen den Menschen. Von der Art, z. B. ist der Gebrauch des Tabaks.

Man hat auf die Mannigfaltigkeit des Geschmaks, und auf diese Tyrannei des selbstgemachten Bedürfnisses nicht genug gesehn, sonst würde man dadurch auf die Moralität des Men-

Menschen mehr Licht geworfen haben. Tabak, zum Beispiel, ist weder ein natürlicher Geschmak, noch viel weniger ein Bedürfnis. Anfänglich widersteht sogar der Gebrauch desselben. Durch den Gebrauch aber entsteht erstlich der Geschmak; und dieser wird durch die Gewöhnung ein Bedürfnis. Dieses Bedürfnis ist so stark, daß es mehr als Hunger und Durst quälen kann. Darüber lacht der, der keinen braucht; weil er es nicht versteht. So ist es mit mehreren selbstgemachten Bedürfnissen. So wie physischer Geschmak und Bedürfnis entsteht, kann auch moralischer Geschmak, moralisches Bedürfnis entstehen. Z. B. Rangsucht ist keine natürliche Leidenschaft. Allein, die Erziehung, die stufenweis genährte, befriedigte und immer wieder gereizte Ehrliche und Ehrbegierde, kann endlich zur herrschenden Neigung, zum wahren Bedürfnisse werden. Nun deklamirt man, nun fragt man — „Was hat er davon?“ Er hat davon, was ihr von eurem Tabak; was der Trinker vom Weine; was alle Menschen von Speise und Trank haben, nemlich die Erfüllung der Begierde, die Befriedigung des Bedürfnisses.

Nie hat man mehr, als über den Geiz, triumphirt; man hat ihn lächerlich, widersprechend vorgestellt. — „Es ist, sagte man, „eine

„eine Leidenschaft ohne Zweck, sie bleibt bei dem Mittel stehn — sie sammelt Geld, nicht um es zu brauchen, sondern nur um immer mehr zu haben.“ Leere Schülerdeklamationen? Worin, meine Herren, ist der Geizige lächerlicher, als der Sprachgelehrte? Sprachen sind an sich eben so wenig eine Wissenschaft, ein Reichthum der Seele, als Geld ein materieller Reichthum. Der Geizige hat allerdings einen Zweck, eine Endabsicht — nemlich, Geld zu haben; das ist sein Geschmak, sein Bedürfnis — er hat davon eben den Genuß, als der Blumenfreund von seinem Blumenbeet; als der Naturliebhaber von seiner Naturaliensammlung; als der Münzkenner von seinem Münzkabinette; als alle Liebhaber von ihrer Liebhaberei. Der Eine sieht Gemälde an, der Andre Geldbeutel. Jeder hat seinen Geschmak, und findet in dessen Befriedigung sein Vergnügen. Freilich ist ein Geschmak nützlicher, besser, edler, als der andre — aber er ist ein Geschmak, und man darf Niemanden den seinigen streitig machen. (De gustibus non est disputandum.)

Ich habe mich etwas lange bei dieser Lehre von den Leidenschaften aufgehalten, weil sie mir sehr wichtig scheint. Mich deucht, daß unsre Moralisten noch immer, in ihren Sittenlehren,  
mehr

mehr auf dasjenige sehen, was der Mensch, für sich selbst und für das Wohl der Gesellschaft, seyn sollte; als auf das, was er, vermöge seiner Beschaffenheit, seyn kann; mehr auf die Folgen der Handlungen, als auf ihre Ursachen. Daraus sind strenge, harte, und, wenn ich so sagen darf, ungerechte Urtheilsprüche geflossen, die man noch täglich hören und lesen kan. Der Gesetzgeber muß bloß auf die Folgen der Handlungen sehen, (doch den Fall ausgenommen, wo es auf Criminalverbrechen und Strafgesetzen ankommt;) weil er Verwalter des allgemeinen Besten, und der Verweser der Sicherheit und Ruhe des Staates; nicht aber Richter über die Moralität, und den innern Werth der Menschen und ihres Verhaltens ist. Der Moralist aber, der die innre Güte und Bosheit des Menschen bestimmen will, muß weiter gehn, auf die Kräfte und Triebe, die den Menschen beleben und bestimmen, mehr, als auf das Außere und die Folgen der Handlungen sehn. Denn von ersteren, und nicht von den letzteren an und für sich hängt die Moralität ab; weil mancher schlechte Mensch, der keine Gelegenheit dazu hat, weniger sündigt, als mancher gute Mensch, den die Versuchung von allen Seiten bestürmt.



Eine unruhige Kraft kann solche Thaten erzeugen, die man Bosheiten nennt — Ich nenne also eine Kraft, die nicht Nahrung, Uebung, Beschäftigung genug findet, um sich ganz zu äußern. Eine jede Kraft in diesem Zustande plagt den Menschen, und verleitet ihn zu Thorheiten. Das war die Ursach der Eroberungen eines Alexanders, und der Unruhe eines Pyrrhus und eines Karls. Dieß ist die Ursach mancher muthwilliger und unbesonnener Streiche der Kindheit und der Jugend, die nicht hinlängliche Geschäfte hat. Deswegen ist der Müßiggang aller Laster Anfang.

Ein jeder wünscht sich Vollkommenheit, d. h. Kräfte; und man kann seine Kräfte nie anders, als durch ihre Wirkungen, kennen; deswegen versucht man sie, um zu wissen, wie weit sie gehn. Wie nun aber zum Verderben weit öfter, als zum Hervorbringen, Gelegenheit da ist; weil Verderben weniger Kräfte, als Hervorbringen, erfordert; weil man nur auf eine bestimmte Art hervorbringen, auf tausenderlei Arten aber verderben kann; und weil Verderben eine glänzendere Seite, als Machen, zeigt; indem es geschwinder geht, und mit Gefahr und Troz verbunden ist: so verdirbt man lieber, als man macht; zumal

zumal wenn zum Machen die zureichenden Kräfte fehlen.

Der Mensch liebt die Ehre, und will sich zeigen, seine ganze Kraft sehn lassen. Verderben ist aber leichter und glänzender; und weil es wider den Willen Anderer geschieht; so ist darin zugleich eine heimliche Vergleichung unsrer Kräfte mit den Kräften Anderer. Man siegt über die Schwäche derer, welchen man sich widersetzt; oder man überlistet sie, vereitelt ihre Klugheit und Wachsamkeit, und man ist ihnen auf irgend eine Art überlegen. Diese Vergleichung vom Menschen mit dem Menschen ist nun gerade der rechte Maasstab der Kräfte und der Ehre. Wenn Nero sein berühmtestes Wort: „Ich wollte, daß das Römische Volk nur einen Kopf hätte, um ihn mit einem Streich abschlagen zu können;“ nicht etwa in der Wuth einer Leidenschaft gesagt hat; so war es gewiß in einem Schwindel über seine Größe, die er so in ihrem ganzen Glanze hätte zeigen mögen.

Noch einmal, anders ist mir keine Bosheit denkbar. Ich kann freilich daraus keinen zusehrenden Schluß machen, daß keine andre sey;

sey; ich will nur daran stark zweifeln; und dazu bin ich berechtigt. \*)

„Wozu diese Untersuchung?“, wird man fragen. Ist's nicht gleichviel, ob es Leidenschaft, oder unruhige Kraft, oder Liebe zum Bösen ist? Gar nicht, selbst in Ansehung der Folgen nicht; und noch weit weniger in Ansehung der Moralität. Denn die Folgen kann ich hemmen, sobald ich Mittel finde, die Leidenschaft zu stillen, oder die Kraft gehörig zu beschäftigen. Ich kann durch Vorkellung des Uebels und Unrechts der Wirksamkeit Einhalt thun. Ist's aber Bosheit, so weiß ich gar kein Mittel. Man hat aber wol nie einen Bösewicht

\*) „Die unzählige Menge von Hospitälern und Waisenhäusern, (de maisons de charité) die man allenthalben antrifft, ist ein augenscheinlicher Beweis einer Wahrheit, die man nicht mit gehöriger Aufmerksamkeit betrachtet; nemlich, daß der Mensch nicht so böse ist, als man ihn ausschreit; und daß, ohnerachtet aller seiner Vorurtheile, ohnerachtet der Wuth des Krieges, die ihn in ein reißendes Unthier umschafft, man dennoch glauben kann, daß das Menschthier gut ist, und alsdann nur böse wird, wann man es reizt; so wie alle andre Thiere.

Questions sur l'Encyclopédie. Art. Charité.)

I. Band.

A a

sewicht gesehn, der bei ruhigem Gemüth, und ohne Reiz und Nutzen, der Vorstellung des Unrechts nicht nachgegeben hätte. Ein Beweis, daß es nicht Bosheit war.

Aber warum reizt denn gemeiniglich das Gesez zu den verbotenen Dingen? (nitimur in vetitum.) Ist das nicht Bosheit?

Erstlich mag diese Beobachtung, die im Grunde wahr ist, wol nicht ganz so allgemein seyn, wie man vorgibt. Es wird hiermit, wie mit dem schlimmen Finger gehn, woran man sagt, daß man sich öfter, als an die gesunden stößt. Man stößt sich vermuthlich nicht öfter dran, aber man bemerkt jeden Stoß, weil er schmerzt. Also, wenn ein Gesez gegeben wird, macht es auf die verbotene Handlung aufmerksam; da man vorher nicht daran dachte.

Vor dem Gesezze, war das Verbotene, als gleichgültig, unter einer Menge ähnlicher Dinge verborgen; das Verbot zieht es hervor, und macht uns aufmerksam darauf. Man betrachtet das Verbotene näher, und entdeckt darin einige Vorzüge und Reize, die man übersehen hatte. Jedes Ding hat seine angenehme Seite, und das Verbotene wird eben

eben deswegen verboten, weil es etwas Anziehendes hat; sonst dürfte es nicht verboten werden. Ueberdies hat die Einschränkung etwas unangenehmes. Muth, Kraft, starkes Gefühl streben dagegen. Wir lieben die Freiheit und fühlen unsre Rechte darauf; und alles, was jene einschränkt, ist uns zuwider. Ein muthiger Geist, eine starke, empfindsame Seele, trägt das Joch mit Ungeduld; nicht aus Bosheit, aus Widerspruch; sondern aus Bedürfnis, ihre Kräfte zu üben. Das muthige Ross, das man abrichtet, trachtet immer aus den Schranken zu brechen, in welchen man seinen Lauf fesselt; nicht um demjenigen zu schaden, der es hält, sondern um ein freies Feld zu gewinnen.

5. Artikel.

Von der Verwegenheit.

Die Verwegenheit hat Manchen ins Unglück gestürzt. Sie ist ein übermäßiges Vertrauen in die eignen Kräfte, und kommt von dem Gefühle der Kraft.

Das Vertrauen in die eignen Kräfte ist vortheilich, weil ohne dasselbe die Kräfte wirklich schwach und nichtig sind. Der Mensch bringt

Na a

mehren.

mehrentheils das zu Stande, was er mit Zuversicht unternimmt. Die neue Sentenz: Was ich will, das kann ich; hat sehr vieles Wahres; und ganz allgemein wahr wäre diese: Ich kann nichts zu Stande bringen, wenn ich an dem Unternehmen verzage.

Audaces fortuna juvat, timidosque repellit.

Nichts ist elender, als der Zaghafte, der sich nichts anzugreifen getraut; seine Kräfte sind ihm unnütz; überall ruft er Hülfe an; und wenn er ja etwas unternimmt, so geht es nicht vonstatten; weil ers nur schwach angreift; weil das geringste Hinderniß ihn muthlos zurük treibt. Der Muth erhöht alle Kräfte, überwindet die Schwierigkeiten, und hat zum öftersten einen glüklichen Erfolg. Die Lehre Jesu: Wenn ihr Glauben (Vertrauen, Zuversicht) habt, könnet ihr Berge versetzen; hat einen erhabnen Sinn.

Verwegenheit ist ein höherer Grad des Muthes. Aber — wer will die Gränze zwischen beiden bestimmen? „Der Muth ist die richtige Erkenntniß unsrer Kräfte, in Vergleichung mit unsern Unternehmen und den Schwierigkeiten derselben.“ Das ist bald gesagt. Allein,

Allein, wo ist das zuverlässige Maaß der Kräfte, der Unternehmen, der Schwierigkeiten? Man kann diese nicht so, wie die Kräfte eines Hebels und die Schwere einer zu hebenden Masse, durch Berechnung bestimmen. Unsere Kräfte haben etwas Unbestimmbares, weil sie von dem Muth oder Unmuth, von dem Willen oder von der Unentschlossenheit sehr abhängig sind. Von dem Muth erhalten sie einen unbestimmbaren Zuwachs; so daß selbst der wahre und ächte Muth, in Vergleichung mit der Verwegenheit, nicht einmal im Abstrakto, recht definiert werden kann. Das Maaß unsrer Kräfte ist ein zusammengesetztes Resultat, von unsern Kräften selbst und von unserm Muth. Also muß man bei der Bestimmung des ächten Muthes, das Maaß von dem Muth selbst mit erborgen; ein wahrer Zirkel. — Der wahre Muth beruht auf die Kräfte; die Kräfte beruhen auf den Muth. Dem Schwachen, dem Furchtsamen ist jedes neue, und viele gemeine Unternehmen; alles, was sein kleines Maaß von Muth und Kräften übersteigt, verwegen; denn er mißt alles nach seiner Mattigkeit und Angst. Er hat freilich kein ander Maaß, und man kann ihm sein Urtheil nicht verargen; er sollte es aber zurückhalten, und bedenken, daß Verwegenheit ein Verhältniß ist. Sein kleinmüthiger Tadel verdient

kein Gehör. Wie würde es um die Menschheit stehn, wenn edle Seelen sich nicht über das Angstgeschrei der kleinen Seelen erhoben, und neue Bahnen eröffnet hätten?

Berwegenheit ist zuweilen Tollkühnheit, blindes Stürzen in die Gefahr. Das ist Uebermaass einer vortreflichen Kraft. Ich würde sie ohne Anstand der ängstlichen Kleinmüthigkeit vorziehen.

#### 6. Artikel.

---

#### Von der Nachahmung.

Alle Menschen sind, auch ohne ihr Wissen und Willen, nach verschiedenen Graden, Nachahmer. Dieser Hang verewigt manchen Fehler, verderbt viele Menschen, macht den Umgang, die Freundschaft, hauptsächlich für die Jugend, gefährlich. Er ist also ein Uebel.

Das er aber auch heilsam, nützlich ist, darf ich hier nicht erst weitläufig darthun.

Woraus entsteht die Nachahmung?

1) Aus Trägheit oder Unvermögen zu denken, seine Handlungen zu prüfen, und selbst nach



nach Gründen zu bestimmen. Unvermögen ist aber keine bössartige Kraft, sondern ein Mangel. Trägheit ist Schwäche; also wieder Mangel.

2) Diese Ursach aber wirkt nicht allein; man ahmt nicht einem jeden, sondern nur Freunden, Klügeren, Vornehmeren, denen, die man schätzt, nach. Also liegt Liebe, Vertrauen, Achtung mit zum Grunde; und mehrentheils der Wunsch, einem Würdigeren ähnlich zu werden.

7. Artikel.

Von der Verführung.

Der Lasterhafte verführt Andre, aus eben dem Grunde, aus welchem der Tugendhafte ermahnt; um seines Gleichen zu haben, mit denen er des Lebens auf seine Art genießen kann. Wohl zu merken; er hat, bei der Ausübung seiner Unordnung, gewiß nicht zur Absicht, sich unglücklich zu machen; und glaubt nicht, es zu seyn; er sucht vielmehr Glück, und glaubt es da zu finden: also kann er wol Andre aus wohlgemeintem Irrthume verführen.

Das ist wieder eine Behauptung, gegen welche man schreien wird: Dafür kann ich nicht. Ich frage: Glaubte der Verführer unglücklich zu seyn? Wenn er's glaubte, würde er nicht lasterhaft bleiben. Ich frage: Hat er die Absicht, den Vorsatz, sich, durch die Thorheiten, wozu er Andre zu verleiten sucht; selbst unglücklich zu machen? Ich frage: Ob der Lasterhafte, der Verführer nicht, sowol als alle übrigen Menschen, sein Glück wünscht und sucht? Wenn das ist, so glaube ich in meiner paradoxen Behauptung Recht zu haben.

Man verführt gemeinlich diejenigen, die man schätzt und liebt, deren Umgang dem Verführer angenehm ist; nicht solche, die man geringschätzt, die man haßt. — Man mag ihre Gesellschaft nicht. — Ein Beweis, daß es nicht aus bösem Willen geschieht.

Man läßt sich verführen aus Sinnlichkeit, aus Gefälligkeit, aus Liebe, aus Weichherzigkeit; aus Nachahmungstrieb.

Man verführt also und läßt sich verführen; nicht aus Bosheit, sondern aus allerlei Schwachheiten, Irrthümern, Irrungen, nützlichen Gefühlen.

Selten



keit, der Leutseligkeit. Die alten Römer benannten die Leutseligkeit von Reden. (affabilis, leutselig, kommt von fari, reden.) Die Franzosen haben von ihnen affable entlehnt, das eben diese Bedeutung hat.

Es kann auch bloß Vergnügen, Geschmak seyn. So wie Dieser an der Musik, und Jener am Gequäke der Frösche Wohlgefallen hat; also liebt Mancher das Schwazzen. Es ist hier der Ort nicht, die Quellen des verschiedenen Geschmaks zu untersuchen, oder die Lobrede des Geschmaks überhaupt, der Leutseligkeit und anderer Ursachen, der Geschwäßzigkeit, zu halten. Man sieht aber, daß sie ursprünglich gut sind; und daß auch hier das Uebel aus dem Guten fließt. Dieses ist bei dieser Untersuchung die Hauptsache, worauf alles ankömmt.

Schwazhaftigkeit erzeugt Plauderhaftigkeit, die kein Geheimniß, kein fremdes und kein eigenes, zu behalten weiß; Nachrede, Lüge, Klatscherei. Denn sobald Jemanden der Kizzel des Schwazzens sticht, nimmt er den Stof dazu her, wo er ihn nur finden kann; alles ist willkommen, Bitterung, Tadel, Stadtneuigkeiten; man nimmt sich die Zeit nicht, zu wählen; die Klugheit, die Billigkeit, oder die Wahrheit zu befragen. Die Rede entföhrt, und oftmalß bereuet mans nachher.

Denn

Denn man muß nicht glauben, daß alle diejenigen, die Geheimnisse ausplaudern, Verläumdungen austreuen, Klatschereien herumtragen, Lügen ausbreiten; Bösewichte sind. Ofters ist es bloße unbesonnene Redsucht. Oft hat dieser Fehler einen edleren Grund; nemlich,

1) Ein Herz, das leicht von Liebe und Freundschaft erwärmt wird. Dieses fühlt gegen Jeden, beim ersten Anblick, Neigung; nun öffnet sich, alles fließt heraus, eigne und fremde Angelegenheiten; und es entsteht ein entsetzlicher Schade, ohne daß es der Urheber weiß. Auf diese Art geschehn die mehresten sogenannten Klatschereien und Verräthereien.

2) Die Nachrede, Verläumdung, das Tadeln und Richten entsteht aus der Gradheit der Gesinnung. Ich sehe den Leser stutzen. Nur einen Augenblick.

Es thut mir leid, daß ich alle Augenblicke eine Schutzrede für meine Sätze machen muß. Allein die Sonderbarkeit meines Gegenstandes macht es nothwendig. Man könnte mich beschuldigen, daß ich suchte alle Laster und Thorheiten zu beschönigen. Das ist meine Absicht ganz und gar nicht. Ich suche Wahrheit, ich bemühe mich, die Quellen unsrer Irrungen zu ent-

entdecken. Der Leser kann bemerken, daß, wenn ich in dem Tadel über die Fehler und Vergehn sehr milde bin; ich auch in der Schätzung der Tugend ziemlich streng verfare. Mit einem Wort, ich will weder eine Lobrede, noch eine Spottschrift über die Menschheit machen; ich suche nur die Menschheit zu kennen.

Nach dieser kleinen Ausschweifung kehre ich wieder zu meinem Satz zurück, und sage: Der Tadel, den wir über Andre austreuen, ist ein Beweis von der ursprünglichen Gradheit und Rechtschaffenheit des Menschen.

Wenn man eine böse Handlung erzählt, fragt ein Jeder gleich: Warum hat er so etwas gethan? So fragt man von guten Handlungen niemals; sie müßten denn einen zweideutigen Schein, etwas auffallendes haben, oder mit Aufopferung verbunden seyn. Im letzten Falle ist das: Warum? der Ausbruch der Bewundrung, und ein Geständniß der eignen Schwachheit, die über die Größe und Erhabenheit der That staunt; und nicht der Zuruf des Tadelß.

Woher kömmtß nun, daß man von dem Bösen immer, und von dem mittelmäßigen Guten niemals, den Grund verlangt? Es geschieht

schieht nicht bloß aus Tadelsucht; weil man von allem außerordentlichen, auch im Guten, eben diese Frage thut. Das muß also aus einer von beiden folgenden Ursachen geschehn. Entweder ist das Gute gemein, und etwas gewöhnliches; und dann fragt man nach keinem Grunde; so wie niemand fragt, warum der Wächter bei Nacht die Stunden abruft. Oder weil man den Grund des Guten schon in sich selbst findet und fühlt; von dem Bösen aber nicht. Nach diesem Grunde wäre das Gute uns natürlich; es wäre unser Gefühl, der Gang unsrer Vorstellungen; das Böse wäre auffallend, widrig, weil es außer dem Gange unsrer Gefühle, eine Abweichung von unsern Vorstellungen wäre, oder wol gar ihnen widerspräche. Wann man den Wanderer auf der rechten Straße sieht; fragt man niemals? Warum geht er da? das versteht sich schon. Wann man ihn aber auf einem Irrwege antrifft, so thut man die Frage gleich.

Also ist das Gute uns natürlich, und das Böse zuwider; jenes hat nichts, das unsre Aufmerksamkeit reizt; letzteres aber macht uns stutzig. Daher kömmts, daß man vom Guten selten, von dem Bösen aber desto öfter spricht. Niemand redet von dem Wechsel des Tages und  
der

der Nacht; es ist alltäglicher Gang der Natur; eine Feuerkugel aber, eine Finsterniß machen viel Aufsehn; weil sie etwas neues, irreguläres sind. Der Mensch wundert sich über das Böse, es ist ihm etwas fremdes, dessen Ursach er nicht sieht; daher frägt er nach dieser Ursach. Wenn der Mensch böse wäre, müßte das Gute ihn befremden; und er würde viel davon sprechen, öfters nach der Ursach desselben fragen.

Es kann auch seyn, daß der Haß, der aus der Furcht ein Opfer der Bosheit zu werden, natürlicher Weise entsteht; uns bewegt, sie auf alle mögliche Art zu verfolgen; sie durch Entdeckung ihrer Anschläge kraftlos zu machen, und ihr zuvorzukommen. So kann man von seinem Verläumder sagen, er sey ein Lügner.

Man kann von den Abwesenden, aus Gefälligkeit gegen die Anwesenden, aus Blödigkeit, um nicht zu widersprechen, nachtheilig reden.

Die Tadelsucht kann auch aus dem Vergnügen entstehen, daß man selbst von den Fehlern, die man tadelt, frei ist; oder aus der Absicht, Andern solches zu zeigen.

Die vorsätzliche Verläumdung, Beträtherei und Klätscherei gehören zur Bosheit, wovon ich schon gesprochen habe; oder sind vielmehr eine Wirkung der Leidenschaften.



---

 Von den Verbrechen.

Die Verbrechen entstehen aus heftigen Begierden, und starken Leidenschaften; und diese sind an sich vortrefliche Kräfte, und erzeugen viel Gutes, wenn sie gehörig gelenkt und gemäßigt werden. Kein schwacher Mensch ist eines großen Verbrechens fähig. Ein solches erfordert starke Antriebe, weil sie dem gewöhnlichen Gange unsrer Vorstellungen und Gefühle entgegengesetzt sind; Muth, Klugheit, Kraft, sie auszuführen, den Widerstand zu überwinden, ihm zu entgehn, der Ahndung der Menschen und der Obrigkeit zu trotzen, oder zu entweichen. Man muß den Muth haben, sich über den Tadel der Menschen, und über seine eigne Bedenken und sein Gewissen wegzusetzen. Kartousche war ein Mann von großen Fähigkeiten; in einem höhern Range, wäre er ein Held gewesen.

Die Wuth der Religionsverfolgung ist ein unmäßiger Auswuchs der Liebe zur Religion.

Ein großer Beweis, daß die größten Laster und Verbrechen eine Wirkung vortreflicher Kräfte sind; ist die Bemerkung, daß die größten Laster und

und Verbrechen nur da herrschen, wo Erziehung, Künste und Wissenschaften den Menschen veredeln, und seine Kräfte entwickeln. Sie sind bei den rohen Völkern, in den Wüsten Afrika's und beider Indien, unbekannt. Da findet man Barbarei; sie entsteht aber aus Dummheit, aus Gefühllosigkeit; sie ist kein Laster. So frisst der Kannibal seine Kriegesgefangene, und der Huron schlägt seinen alten Vater todt. Keines von beiden ist Verbrechen; jenes ist Sitte, dieses Mitleid, und beides Barbarei.

In Europa aber, wo der Mensch ganz Mensch ist, ist Laster und Verbrechen gemein, und fast möchte man sagen, herrschend. Wo neben einigen Kenntnissen noch Rohigkeit statt findet; sind Laster grob, und die Verbrechen schrecklich. Bei verfeinerten Völkern und Menschen, schleichen die Laster unter der Hülle der Gesittetheit einher, und sind desto gefährlicher; die Verbrechen wissen die Finsterniß zu suchen, und sich vor den Augen der Menschen zu verbergen. Bei wohlgemeinter, aber übelverstandener Bildung, tritt die Schwäche mit ihren negativen Lastern, von List und Niederträchtigkeit begleitet, an die Stelle der Barbarei und des Betrugs; nur die höhere Bildung; die, ohne die Kräfte des Menschen zu schwächen, ihn  
die

die Herrschaft über dieselben lehrt; macht den Tugendhaften; ohne ein Laster an die Stelle des andern zu setzen, und solches, Sittenverbesserung zu nennen.

Unter denen, die durch Unordnung und Laster verloren gehn, sind vielleicht die meisten solche, von denen man, wegen ihrer Geschicklichkeit, zu sagen pflegt: Es ist Schade um ihn. Große Genies, Leute von ausgezeichneten Fähigkeiten, schweifen weit leichter und öfter, als andre, aus. \*)

10. Artikel.

Von der Unkeuschheit, und dem daraus entstehenden Kindermorde.

Die Unkeuschheit ist entweder ein bloßer Fehltritt, oder ein Laster. Letzteres nennt man Unzucht. Diese entsteht aus überwiegender Sinnlichkeit;

\*) Est autem in hoc genere molestum, quod in maximis animis, splendidissimisque ingeniis plerumque existunt honoris, imperii, potentiae, gloriae cupiditates; quo magis cavendum est, ne quid in eo genere peccetur. Cicero de Off. lib. I. 8.

lichkeit; oder, was das schändlichste ist, aus  
irgend einer eigennützigen Absicht. Die Fehl-  
tritt

„In der That ist es betrübt, daß die größten  
„Geister, und die edelsten Seelen den Versuchun-  
„gen des Ehrgeizes am meisten ausgesetzt sind; daß  
„gerade diese von der Begierde nach Hobeit, Macht  
„und Einfluß am leichtesten verführt werden. Ein  
„Bewegungsgrund mehr, gegen diese Leidenschaft  
„auf unsrer Hut zu seyn.“

Fortis animus et magnus in homine non per-  
fecto nec sapiente ferventior plerumque est. *ibid.* 15,

Diese Stelle hat Garve so übersezt: „Tapferkeit  
„und hoher Geist sind, bei nicht ganz vollkommenen  
„Leuten, gemeiniglich mit heftigen Leidenschaften,  
„und also mit Ausschweifungen verbunden.“

Illud odiosum est, quod in elatione et magni-  
tudine animi facillime pertinacia et nimia cupiditas  
principatus innascitur. Ut enim apud Platonem  
est, omnem morem Lacedaemoniorum inflammatum  
esse cupiditate vincendi: sic, ut quisque animi ma-  
gnitudine maxime excellit, ita maxime vult princeps  
omnium esse, vel potius solus esse. Difficile autem est,  
cum praestare omnibus concupiveris, servare aequita-  
tem, quae est justitiae maxime propria. Ex quo fit, ut  
neque disceptatione vinei se, nec ullo publico ac  
legitimo jure patiantur. Existunt in republica ple-  
rumque largitores et factiosi, ut opes quam maxi-  
mas consequantur, et sint vi potius superiores,  
quam justitia pares. *Cicero. de Off. lib. I. 19.*

„Un-

tritte werden aus Ueberraschung der Sinnlich-  
keit, oder aus Liebe begangen.

Bb 2

Der

„Unglücklicher Weise, ist mit der Erhabenheit  
„der Seele fast immer der Geist der Widersezlich-  
„keit und Herrschsucht verbunden. Und was Plato  
„von den Spartanern sagt, daß ihr ganzer Charakter  
„angesteht sey von ihrer Begierde nach Eroberungen  
„und Siegen; das gilt fast von allen, die sich durch  
„einen hohen Geist und vorzüglichen Muth auszeich-  
„nen. Sie verlangen, unter allen am meisten,  
„oder allein etwas zu gelten. Sobald man aber ver-  
„langt, allen vorgezogen zu werden; so ist es sehr  
„schwer, die Rechte der Gleichheit mit seinen Ne-  
„benmenschen heilig zu halten. Die Folge davon  
„ist, daß solche Personen weder den Gründen, noch  
„den Rechten Andreer nachgeben, und selbst den öf-  
„fentlichen Gesezzen sich nicht unterwerfen wollen.  
„In freien Staaten werden sie Häupter von Par-  
„theien, und verderben das Volk; indem sie sich  
„durch Bestechungen, Anhang zu erwerben suchen;  
„alles in der Absicht, ihre Macht und ihren Einfluß  
„aufs höchste zu treiben; alles, aus der Begierde,  
„sich lieber auf eine unrechtmäßige Weise über ihre  
„Mitbürger zu erheben, als, bei der Ausübung der  
„Gerechtigkeit, ihres Gleichen zu bleiben.

Par un malheur attaché à la condition humaine  
les grands hommes modérés sont rares; et comme  
il est toujours plus aisé de fuivre la force que de l'ar-  
rêter, peut-être dans la classe des gens superieurs  
est-il

Der Eigennuz ist ein verirrter Auswuchs  
der Selbstliebe; des Grundtriebes jedes fühlenden  
den

est-il plus facile de trouver des gens extrêmement vertueux, que des hommes extrêmement sages. *Montesquieu*, Esp. des Loix. T. III.

„Unalücklicher Weise für das menschliche Geschlecht wissen große Seelen selten sich zu mäßigen; und weil es immer leichter ist, seinen Kräften nachzugeben, als sie zu mäßigen, so findet man in der Klasse der vorzüglichen Menschen vielleicht eher welche, die einer hohen Tugend, als solche, die einer großen Mäßigung fähig sind.“

„Du bist zu meinem Unbedachte,  
zu meinen Fehlern viel zu klein.“

(Gellert.)

Gewiß begehn diejenigen die größten Fehler, welche große Fähigkeiten und starke Triebe haben; die man Genies, große Seelen nennt. Die geschicktesten Männer sind gemeiniglich solche, die in ihrer Jugend ihren Erziehern die meiste Noth gemacht haben.

Siehe III. Buch, II. Th. IV. Kap. 8. Art. Von den Trieben und Leidenschaften. Siehe auch den 4. Artikel des gegenwärtigen Kapitels. Von der Bosheit.

Es ist offenbar, daß man zu einem gemäßigten Verhalten, nur mittelmäßige und gemeine Kräfte braucht.

den Wesens, der Triebfeder aller unsrer nützli-  
chen Bemühungen und Arbeiten, unsrer Voll-  
kom-

B b 3

kom.

braucht. Man darf nur thun, was Jedermann  
thut. Das ungewöhnliche aber — im Guten und  
im Bösen — ist die Wirkung und der Beweis einer  
höheren, selteneren Kraft und Thätigkeit. Man  
erzählt, daß man dem Lavater den Schattenriß eines  
Räubers, der erhenkt worden war, zuschickte, um  
seiner Physiognomik eine Falle zu legen. Lavater  
fand in diesem Schattenrisse, ich weiß nicht was  
Edles und Tugendhaftes. Er wurde ausgezischt.  
Ich bin weder ein Widersacher, noch ein Verfech-  
ter des Lavaters und seiner Wissenschaft; weil es  
mir, bei einer gänzlichen Unwissenheit in dieser  
Sache, weder etwas zu behaupten, noch zu ver-  
werfen zukommt. Ich unterstehe mich aber zu sa-  
gen, und sollte man auch über mich lachen; denn  
wer wills den Leuten verwehren? — daß Lavater  
Recht haben konnte, und daß man ein wenig zu  
voreilig mit dem Gelächter gewesen ist. Kartousche,  
Cromwell und Alexander waren alle drei außeror-  
dentliche Menschen, große Köpfe; alle drei hatten  
in der Seele etwas edles. Jeder von ihnen hätte  
an die Stelle des Andern gesetzt werden können.  
Kartousche starb auf dem Rade; Cromwell bestieg  
den Thron; allein, eine verlorne Schlacht, ein  
wenig mehr Muth in Karls Seele, ein wenig mehr  
Treue von Seiten der Großen; und Cromwell  
musste seinen Kopf dahin bringen, wo Karl den sei-  
nigen ließ. Und Alexander — Ich bin vollkom-  
men

Kommenheit und unser's Glücks. Der Stamm  
ist gut, nur treibt er hin und wieder Schöflinge,  
die

men überzeugt, daß wenn der Eroberer Asiens in  
einer niedrigen Klasse von Bürgern geboren worden  
wäre; so wäre weiter nichts aus ihm, als — ein  
Käuber geworden, in einem höheren Stande  
hätte er einen Rebellen, einen Cromwell, einen  
Katilina; oder wenns das Glück wollte, einen  
Cäsar abgegeben. Allein es ist leichter und beque-  
mer zu lachen, als Gründe zu sagen; oder die  
Gründe, die man uns sagt, anzuhören und zu  
begreifen.

Mit höheren Kräften ist man in der gefährlich-  
sten Versuchung, ein sogenannter Bösewicht zu wer-  
den. Denn

1) Hat man in seinen Kräften die Mittel dazu.

Durch sie fühlt man sich über die Andern erho-  
ben, und einigermaßen vor ihrer Abndung sicher.

Die Wege zum Wohl, nach den Gesezzen, sind  
beschwerlich, lang, eng. Abwege sind kurz; man  
erreicht bald ein erwünschtes Ziel, und kann immer  
weiter hinausgehen.

2) Eben dadurch, daß ein Mensch höhere Kräfte  
besißt, fühlt er sich über Andere erhoben; daraus  
entsteht leicht a) Gleichgültigkeit; weil die Mit-  
empfindung durch Aehnlichkeit und Gleichheit wächst,  
b) Verachtung — und diese ist nicht sehr menschlich.

Man



IV. K. Schäd. Triebe. 10. Art. Unkeuschh. 391.

die durch berührende Gegenstände angesteckt und vergiftet werden. Die übermäßige Kraft der  
B b 4 Selbst.

Man bemüht sich nicht, sich in Andre zu schilfen, sondern man will alles mit sich fortreißen. Das geht nicht allemal, und man erbittert. Jene fühlen die Ueberlegenheit, die Verachtung, und rächen sich; mit Gewalt, wenn sie können; wo nicht aber, durch Ränke, durch heimliche Bosheiten. Der Stärkere heget Haß; und gegen den schleichenden Feind Verachtung und Abscheu. Er wird ein Menschenfeind.

Durch sein bloßes Uebermaaß paßt er schon nicht in die Andern; so wenig als ein großes Rad in ein kleines Werk; und das erzeugt manche Beschwerde, manches Mißbehagen von beiden Seiten. Denn das Verhältniß, das Ebenmaaß fehlt allenthalben. Wenn derjenige, der die Andern übersieht, will ruhig und glücklich leben; so muß er in einem beständigen Kampfe mit sich selbst seyn; beständig seine Kräfte im Zügel halten; und darf ihnen ja nicht vollen Spielraum geben. Der Zustand ist beschwerlich, ängstlich.

Und was gehört nicht für eine Tugend dazu? Man lobpreiset den Reichen und den Großen, wenn sie nur ungefehr rechtschaffen sind. On leur tient compte, sagt Rousseau, de n'être pas les derniers des hommes. Das hat die Schmeichelei, die Habsucht erdacht; es ist aber nicht ungegründet. Dem  
Reichen

Selbstliebe macht sie zu Eigennuz; und die blinde Wahl ihres Gegenstandes setzt sie zum Laster herab.

Die Sinnlichkeit kann keinesweges als ein Grundlaster angesehen werden; und ich unterstehe mich zu sagen, daß sie einen Theil unsers Glücks ausmachen soll. Sie ist ein Reiz zur Thätigkeit, zur Entwicklung unsrer Kräfte; und daher ein sehr nützlicher Trieb. Ja sie ist nothwendig; denn so wie die Sinne den Grund zum Verstande legen müssen; muß die Sinnlichkeit uns fühlen lehren, ehe wir edlerer Empfindungen fähig werden können. Wer die Sinnlichkeit an und für sich verdammt, der muß auch den Schöpfer tadeln, der mit dem  
noth,

Reichen und dem Großen ist viel schwerer, als dem Volke, rechtschaffen zu seyn. Und wenn sie nur ungefehr so gut sind, als der gemeine Mann; so sind sie schon tugendhaft, und verdienen Lob. Eben so ist mit der natürlichen Größe.

Die Mäßigung in dem Betragen ist nützlich, sie gilt für eine Tugend. Zuweilen ist sie es auch, und zuweilen ist sie nur Schwäche. Wer sich rächen konnte, und vergibt, der ist tugendhaft; wer aus Leichtsinne die Rache vergißt, oder aus Furcht vor der Strafe unterläßt; der ist nur schwach, obgleich sein Betragen wie Tugend aussieht. (Siehe das Kapitel von den Trieben.)

nothwendigen Genuß seiner Geschenke, mit der Fortpflanzung des Menschengeschlechts, Vergnügen verbunden hat, und uns so viele vortrefliche Gaben für die Sinne schenkt.

Und was insonderheit die Sinnlichkeit in der Liebe betrifft; so muß man bekennen, daß sie eine herrliche Einrichtung ist. Sie ist das Band der Liebe zwischen den Geschlechtern, die Erhalterin des menschlichen Geschlechts und aller Arten von lebendigen Wesen. Wer würde ohne diesen Reiz die Beschwerden einer Familie übernehmen; welches Mädchen sich den Unannehmlichkeiten der Schwangerschaft, den Schmerzen der Geburt, der widrigen Last des Säugens und Kinderwartens unterziehen?

Thut es die Liebe, die auch den Tugendhaftesten besiegen und schuldig machen kann; so ist der Fehler gewiß die Folge einer vortreflichen Kraft. Denn die Liebe, die wahre Liebe ist der Beweis einer edlen Seele, und veredelt sie noch mehr. Sie kann Fehler erzeugen; ist aber ein sicheres Verwahrungsmittel wider Niederträchtigkeit und Zügellosigkeit. Sie beseligt den, den sie erfüllt; ist das innigste und edelste Menschengefühl. Eben deswegen ist sie der Schwärmerie und den Fehlritten so nah.

Und der Kindermord? — Gewiß sind nicht alle die, die deswegen unter des Richters Händen sterben, die nichtswürdigsten. Das verworfene Geschöpf, das keine Schande mehr fühlt, findet in seiner Frechheit eine Schutzwehr gegen die Scham; oder in seiner schändlichen Ausschweifung ein Verwahrungsmittel wider die Folgen und Beweise ihres Lasters. Das bedauernswürdige Mädchen aber, das einmal, aus Liebe, oder aus Ueberraschung der Sinne, durch viele Verfolgungen, zu Fall gekommen ist, sieht nun die augenscheinlichsten Beweise ihres Fehltritts, die ihre Schwachheit eines Augenblicks der Welt verrathen; Angst und Scham drücken es. Es versucht der allzuharten Strafe zu entgehn, deckt einen Fehler mit einem Verbrechen — und manche Nichtswürdige triumphirt, und spricht: „Nein, so etwas werd' ich nicht thun!“, Freilich nicht; du bist mit der Schande viel zu vertraut dazu. \*)

Meine Absicht ist es gar nicht, der Unkeuschheit und ihren Folgen hiermit das Wort zu reden. Ich will nur zeigen, daß das Uebel eine Folge des Guten ist. Dieß, bitte ich den  
Leser,

\*) Der einen Trefflichkeit ist ihr Verderben worden.

Zaller.

Ich glaube er spricht von den Engeln.

Leser, nie aus den Augen zu lassen. Ich kann diese Bitte nie oft genug wiederholen; denn ich fürchte die Beschuldigungen, und darf mich kaum mit der Hofnung schmeicheln, ihnen auszuweichen.

V. Kapitel.

---

Von den Uebeln in der Gesellschaft.

1. Artikel.

---

Von der Armuth.

Das Wort Armuth ist zweideutig; man nennt denjenigen arm, der nichts übrig hat; der nicht in gleichem Maaße mit Andern, die Annehmlichkeiten des Lebens genießen kann; oder auch den, der sein Brod durch seine Arbeit verdienen muß. Eben so nennt man den Dürftigen. Letzterer muß eigentlich elend oder dürftig heißen. Ich verstehe unter dem Armen nur ersteren.

Es fehlt also dem Armen nicht an der Erhaltung des Lebens und der Gesundheit; es geht ihm nur ein gewisser Wohlstand ab. Hier ist

ist zweierlei zu betrachten, der Mangel selbst, und das unangenehme Gefühl desselben.

Der Mangel entsteht aus der Begierde des Menschen, die alles an sich reißt, sobald sie nur die Kraft dazu hat. Man kann sie aber hierin nicht der Bosheit beschuldigen, denn der Mensch denkt dabei nur an seinen eignen Wohlstand, und nicht an die Dürftigkeit Anderer. Seine Absicht ist nicht, Andre des Nothdürftigen zu berauben; nicht ihnen zu schaden, sie zu betrüben, zu übervorthellen; nein, er ist nur auf eignen Besitz und Genuß bedacht. Der Beweis davon ist die allgemeine Mildthätigkeit, das Mitleiden, das man allenthalben wahrnimmt. Es ist also bloße Begierde. Die Begierde aber stießt aus dem Verlangen nach Glück, welches gut ist. Der Mangel des Einen entsteht aus eigener Trägheit, die wieder eine Art von Trieb nach Genuß, (der Ruh nemlich,) ist; aus Betriebsamkeit und Geschicklichkeit des Andern, der die Güter nach sich zu ziehn weiß; aus den Künsten und Wissenschaften, die die Kräfte und Erwerbsmittel dem in die Hände geben, der sich ihrer befeißiget. Lauter gute Quellen.

Wie wäre nun der Armuth abzuhelfen? Wir wollen sehn. D. Armuth besteht nicht in dem

dem Mangel der eigentlichen Güter; denn wir haben deren immer in Ueberfluß. Korn, allerlei Nahrungsmittel liegen immer in großer Menge vorrätzig; die Gewölbe der Kaufleute sind mit Zeugen und allerlei nützlichen Waaren angefüllt. Eine Menge Arbeiter erzeugen immer in großem Ueberfluß alles, was zum Leben gehört; so daß man mehr um die Nuzung der Güter, als um ihre Erzeugung, besorgt ist; und daß es alle demjenigen Dank wissen, der die Waaren abnehmen und verbrauchen will. Um die Vermehrung der Güter dürfen wir also nicht streben. Die Armuth besteht bloß in dem Mangel des Geldes; diesem muß man abhelfen, wenn man die Armuth verbannen will. Wie aber?

„Nichts leichteres, wird Mancher sagen.  
„Man vermehre nur das Geld, oder man vertheile es gleichmäßiger.“

Vortreflich! Wir wollen den Reichen den angenehmen Vorschlag thun, und — Maafregeln nehmen, sie zur Annehmung zu zwingen; denn sonst möchte daraus wol nichts werden.

Gesetzt aber wir finden einen andern Lykurg, der ein Auge daran wagt, sein Leben opfert, die Vertheilung zu Stande bringt, und, um die  
die

die Armuth zu vertreiben, alle Bürger zu Armen macht. Was wird man nun haben? wird diese Gleichheit dauern? „Sie dauerte ja in Sparta.“ Wohl wahr; aber durch welche Mittel?

Künste und Wissenschaften, Handel und Betriebsamkeit mußten weichen. Die Bürger trieben kein Gewerbe; der Exercierplatz, die Volksversammlungen, der Tisch und das Spiel erfüllten ihr ganzes Leben. Niemals waren sie zu Hause; selbst ihre Mahlzeiten geschah öffentlich; es hätte keiner in seinem Hause, mit seinem Weibe speisen dürfen. Geld hatten sie sehr wenig, und es war nirgends, als in Lacedämon, gangbar. Die Eltern durften ihre Kinder nicht erziehen. Ihr Reichthum bestand in Ackerbau, die Sklaven besorgten denselben; die Kleidung ward von den Weibern verfertigt, und diese waren in ihrem Hause gleichsam eingeschperrt.

Nun, lieber Leser, willst du das? Willst du, wie die Lacedämonier, mit Käse und Brod, Brei und ein wenig Fleisch vorlieb nehmen; willst deine Gattin den ganzen Tag allein, ohne dich, ohne Besuch, zu Hause bei der Arbeit bleiben? Willst du ohne Geld, ohne Mittel etwas zu erwerben, und ohne Mittel es zu brauchen, wenn du



du auch noch so viel hättest, leben? Bist du mit einer Hütte, und einem groben Kittel zufrieden? Willst du alle Tage exerciren? Wohlan, verschaffe uns nur Sklaven, und dann leg Hand ans Werk.

Ich glaube kaum, daß unsre Bettler mit dieser Einrichtung zufrieden wären. Unsre Arwen, unsre Männer, unsre Frauen würden es gewiß nicht seyn; ein neuer Lykurg würde in den zwei ersten Tagen todtgeschlagen werden.

„Nein, so ist es nicht gemeint; es muß übrigens alles so bleiben, wie es ist, die Vertheilung ausgenommen.“ Ganz recht! und wie lange würde diese erwünschte Gleichheit dauern? Man bedenke doch! der Eine hat zehn Kinder; ein Andreer keins: der Eine ist geschickt und arbeitsam; der Andre faul und dumm: der Eine ist sparsam; der Andre verschwenderisch, und der Dritte larg: — und diese Leute sollen alle gleich bleiben! Dazu müßte man alle Monate von neuem vertheilen.

Ich hätte noch manches über diese Gleichheit der Güter zu sagen; als z. B., daß sie viele nützliche Einrichtungen verhindern, die Kräfte des Menschen sehr einschränken würden, u. dgl. m. Allein ich kann mich unmöglich bei jedem Stücke  
lange

lange aufhalten; die zu große Menge der Sachen erlaubt mir nur, sie zu berühren.

„Nun so vermehre man das Geld! Das war der beste Vorschlag. Wir wollen uns um die Möglichkeit dieser Vermehrung eben nicht bekümmern; ob sie gleich schwer scheint; da es doch bei der täglichen Arbeit in allen Münzen, bei dem Kredit, bei den Wechseln und Noten und Aktien, die es vermehren; dennoch mangelt. Gesezt ein jeder würde, durch, ich weiß nicht, welches Wunder, auf einmal reich, und besäße — wieviel will man? Tausende, Tonnent Goldes, Millionen? ein ganzes Haus voll Gold und Silber und Edelgesteinen, so wie in den Feenmärchen, oder in tausend und eine Nacht? Da habt ihrs. Allein — nur eine Kleinigkeit — fast gar nichts. — Saget mir doch — werden alle diese Kostbarkeiten ihren hohen Werth behalten, oder nicht? Was sehr gemein wird, pflegt von seinem Werth zu verlieren; die Seltenheit des Goldes und des Silbers macht seinen verhältnißmäßigen hohen Werth aus. In gleicher Menge würde das Eisen kostbarer, als Gold und Silber, seyn; weil es brauchbarer ist. Selbst das Korn, die nothwendigste Waare, steigt und fällt im Preise, je nachdem es häufig oder selten ist. Noch weit eher

eher wird das Geld fallen, da es keinen innern Werth hat, und nur als Zeichen des wahren Reichthums gilt. Also wird entweder das Geld, durch die Menge, allen Werth verlieren; oder, wenn es durch seine Seltenheit einen Werth hat; wird es der Geschicktere, der Arbeitsamere, der Glücklichere an sich reißen, und es den Andern nehmen. Ich sehe da gar keine Mittelstraße.

Also sind unsre Hofnungen, die Armuth zu verbannen, wol vergeblich.

Der Mangel an und für sich ist kein Uebel; weil es überhaupt kein Uebel ohne Gefühl gibt. Die Armuth ist nichts, wenn wir sie nicht erkennen, wenn wir nicht mit unserm Zustand unzufrieden sind. Es fehlt uns vieles; wir können z. B., ohnerachtet der schönen Erfindung des Luftballs, nicht durch die Lüfte fliegen; denn die Maschine ist noch zu unvollkommen; wir können nicht durch die Meere schwimmen, nicht Meilen weit sehn; wir halten alle diese Mängel für keine Uebel, weil es uns noch nicht eingefallen ist, diese Kräfte ernstlich zu wünschen, und über den Mangel derselben zu klagen; weil wir keinen Menschen sehn, der mit diesem Vermögen begabt ist.

Der Schmerz der Armuth entsteht also aus unsrer Vorstellung und unserm Gefühl; und

dieses, aus dem Anschauen des Reichthums in den Händen Andrer.

Wenn wir keinen Reichen sähen, so würden wir unsre Armuth nicht fühlen, sie möchte übrigens noch so drückend seyn. Dieß muß ich durch Beispiele beweisen.

Alle rohen Völker, Neger, Indianer, Tartaren, Amerikaner, Grönländer und Lappländer genießen beiweitem nicht so viel Gutes, als die Armen unter uns. Die einen nehmen mit einer Handvoll Reis für den ganzen Tag vorlieb; andre essen nichts anders, als thranigten Fisch ohne Zubereitung; alle wissen vom Brodte nichts. Ihre Kleidungen sind ein Fell oder Stückchen grobes Zeug, und ihre Wohnungen, schmutzige Hütten, die wie Thierhölen aussehen, Felster oder Lauben. Die mehresten haben gar kein Hausgeräth; und die reichsten nur einige Stücke, die sie mit vieler Mühe selbst machen. Betten, Stühle, Tische, Wohnungen mit Thüren und Fenstern, wo man trocken und sicher sitzt; alles eiserne Geräth, geht ihnen ab. Wasser ist ihr einziges Getränk; und manchmal hungern sie, aus Mangel, zwei bis drei Tage. Wenn wir unter uns einen Menschen fänden, der etwa nur ein paar Kartoffeln auf einen oder zwei Tage hätte; ohne Stuhl, Bett und Stroh; ohne

Hand

Hemd und Schuhe; in dem Winkel eines Stalles läge; — würden wir ihn nicht elend, äußerst elend nennen? Dennoch hätte er gerade so viel, als der Huron, der Neger und der Grönländer. Und diese befinden sich wohl, und sind zufrieden!

Armuth ist also nichts, wenn man sie nicht fühlt; und das Gefühl kommt nicht von der Armuth, sondern von dem Reichthum, der daneben liegt, und damit verglichen wird. Unsere Armen sind arm, bloß weil Reiche neben ihnen wohnen. Also entsteht diese Plage aus vorzüglichsten Quellen; aus dem Ueberfluß der Gaben Gottes, aus der Ergiebigkeit der menschlichen Kunst, aus dem Verstande, der solche kennt; und aus dem Gefühl des Guten, das darnach strebt. Das Vieh kennt die Armuth nicht; dumme, rohe Völker wissen nichts von dieser Plage. Unsere Leiden sind eine Folge, ein Beweis unsrer Größe.

Und — unsere Leiden sind von allen diesen herrlichen Quellen unzertrennlich. Denn gesetzt auch, daß man, nach einem der Vorschläge, die wir vorhin gethan haben; die Armuth vertriebe; gesetzt, daß Alle in reichlichem Maasse alle Gaben des Schöpfers, alle Produkte der Kunst genössen; so wird doch immer einiger Un-

terschied in dem Maasse, in der Art sich einfinden. Dieser wird etwas mehr, etwas besseres, als jener, besitzen; und eben deswegen Misvergnügen in seinem Herzen, und den Wunsch nach diesem Mehreren und Besseren erregen. Und was ist Misvergnügen mit dem Seinigen, und Wunsch nach Mehrerem oder Besserem? — Armuth!

„Aber das Elend, der Mangel des Nothdürftigen?“ Wenn ein wahrer Mangel da ist, wenn er öfter eintrifft, wenn er schwerer drückt, als bei dem Grönländer, der des brüchigen Eises wegen nicht fischen kann; so entsteht er — aus der Volksmenge, aus der bürgerlichen Verfassung, aus der Vertheilung und Besizung aller Güter, die nichts zu finden und zu nehmen frei läßt. Ohne dieß würde der Hungerige in Flüssen, auf Bäumen, oder in der Erde Nahrung finden. Jetzt aber darf er sie da nicht suchen. Das Mitleiden seines Gleichen bleibt ihm aber offen, und selten versagt es gänzlich seine Wohlthaten.

Sehet, was ich von der Armuth gesagt habe.

## 2. Artikel.

## Von der Tyrannei und Bedrückung.

Tyrannei und Bedrückung wüthen in der Gesellschaft; nicht allein die Obrigkeit misbraucht die Gewalt, die man ihr anvertraut, und die Geduld des Volks; sondern jeder, der ein Amt verwaltet, es mag noch so unbedeutend seyn, drückt auf seiner Seite; der eine durch Stolz, der andre durch Erpressung, und mancher durch beide. Desters drückt der Tyrann um so ärger, je kleiner er ist; denn es läßt sich mit wahren Großen gemeiniglich besser umgehn, als mit den Halb- und vermeinten Großen, mit denen Leuten, die von dem niedrigsten Pöbel nur durch ein kleines Aemtchen sich auszeichnen. Wenigstens ist der Druck dieser empfindlicher, aus zween Gründen; nemlich, weil er unerwartet kömmt, und seiner Niedrigkeit wegen desto widriger ist; und weil er nur auf wenige Punkte, und zwar unmittelbar, drückt. Wenn der Schulze im Dorfe tyrannisiert, so fühlt es der Bauer desto mehr, weil jener ehemals sein Camarad war, und noch mit ihm auf die Schenke geht; und weil er die Quelle des Druckes vor Augen hat.

Cc 3

Die

Die Bedrückung ist nicht ganz so unleidlich, wenn sie von höherem Orte kommt. Die Menschen scheinen der bürgerlichen Größe, so wie der Entfernung und dem Alterthume, unbestimmte Vorrechte eingeräumt zu haben. Der Gelehrte hat eine fast abergläubische Ehrfurcht für den Cicero, den Plato, den Aristoteles; und man erzählt uns von China, Wunderdinge; da doch gewiß die Chineser, gegen uns, ziemlich zurück sind. Eben so sieht das Volk mit tiefer Verehrung, und mit einer Art von Erstaunen auf die Großen und Fürsten. Daher fühlt es ihre Bedrückung weniger, oder weiß darin das Recht von dem Unrecht nicht zu unterscheiden; weil es die wahren Verhältnisse nicht bestimmt einseht. Der Landknecht thut seinen Dienst, und schützt die Befehle der Obrigkeit und die Gesetze vor. Man hat keinen gewissen Gegenstand vor Augen, auf den man seinen Haß werfen, gegen den man seinen Groll, seine Vorwürfe ausschütten kann: man schwelt zwischen dem Fürsten und den Ministern. Dieses mildert das Gefühl der Bedrückung.

„Von diesen Bedrückungen ist keine Gegend  
 „keine Regierungsform, kein Staat, er mag  
 „groß oder klein seyn, frei. In Afrika drück-  
 „ten die kleinen Negerkönige und ihre Günst-  
 „linge



„linge und Zuhlerinnen und Verwandte, das  
„Volk: Sultan, Bassa, und bis auf den Ja-  
„nitschar misbrauchen ihr großes oder kleines  
„Ansehn. Hier thun es die Patrizier, und  
„dort der Zollpächter und seine Untergebene.  
„Und selbst der Priester saugt, unter dem Vor-  
„wande der Religion, und dem Schein der De-  
„muth und der Selbstverläugnung, das leicht-  
„gläubige Volk aus. Ist das eine Geburt  
„wohlthätiger Kräfte?“

Es ist doch ohne Zweifel eine Wirkung des  
gesellschaftlichen Lebens; weil es nur in der Ge-  
sellschaft geschieht, und geschehn kann. Gesell-  
schaft aber ist gut. Dieses verdient etwas wei-  
ter auseinander gesetzt zu werden.

Allein zu leben, auf einer wüsten Insel, wo  
man alles findet, was man bedarf, ist keine  
Kunst. Da leidet man keine Einschränkung,  
keinen Widerspruch, als von der Natur, mit  
welcher zu hadern, es dem Einsamen nicht  
leicht einfallen wird.

In der Gesellschaft aber! o da ist es gar  
nicht leicht. Jeder Mensch hat seine Denkungs-  
art, womit er gegen Alle anstößt. Er muß  
sich also zwischen die Andern durchschmiegen und  
drängen. Das kostet Müh. Wenn also je-  
mand die Gelegenheit findet, sich aus dem Ge-

dränge zu reißen, und alle die bei ihm herlaufenden zu bewegen, daß sie sich nach seinem Laufe richten, und ihm weichen; wie natürlich ist es, solche zu ergreifen! Sollte man denjenigen wol der Bosheit beschuldigen, der solches thäte? Es ist ja Verlangen nach Bequemlichkeit, Ruhe, Wohlfeyn.

Stolz, Herrschsucht, Anmaßung über Glauben und Meinungen; Verlangen nach Schmeichelei und Nachgeben; ist nichts anders, als Begierde eine leichtere Bahn zu gehn, ohne gestoßen zu werden.

Durch Reichthum ist alles zu erhalten. Bedürfniß, Annehmlichkeit, Ehre.

Durch Macht und Ansehn kann man zu Reichthum gelangen.

Wie schwer muß es also seyn, Macht in Händen zu haben, und sie nicht zu mißbrauchen; Schätze zu verwalten, ohne die Gelegenheit zu seinem Vortheile zu ergreifen?

Es ist freilich schon schwer in der Gesellschaft, sich vom Laster ganz rein und unbefleckt zu erhalten. Aber gegen die Gefahr bei Würden und Reichthum ist das gar nichts. Begierden haben, und die Mittel besitzen, sie zu befriedigen — und sie unbefriedigt lassen! Wahrlich eine schwere Aufgabe! Die Kleinen schreien über

über die Großen, sie tadeln die Habsucht und den Stolz derselben; hierin haben sie Recht. Wenn sie sich aber selbst mit jenen vergleichen; wenn sie sich, wegen ihrer Rechtschaffenheit, über dieselben setzen; wenn sie sich rühmen, daß sie in Jener Stelle besser seyn, und ihre Rechtschaffenheit behaupten würden; o da haben sie Unrecht, und sind wenigstens verwegen.

Noch einmal, ich will gar nicht sagen, daß dieß alles nicht übel, nicht schmerzhaft sey; noch weniger will ich es beschönigen und rechtfertigen. Ich untersuche nur die Quellen, und lasse übrigens jedes in seinem moralischen Werth oder Unwerth, wovon überhaupt hier die Rede gar nicht ist. Von Seiten der Moralität der Vergehen der Menschen, und der Schädlichkeit des Uebels, ist meine Theorie nicht angreifbar. Beides überlasse ich dem Urtheil und dem Gefühle eines Jeden. Die Schätzung der Quellen ist mein Gegenstand.

---

---

 Vom Kriege.

Der Krieg entsteht aus eben den Quellen, aus welchen die Tyrannei und Bedrückung fließen. Habsucht, die aus dem Wunsche nach Genuß folgt; Ehrsucht, die eine Geburt des Gefühls von Ehre ist, erzeugen dieses Ungeheuer.

Alle Eroberer waren Männer von hohem Geiste und starker Seele. Großmuth, erhabene Gesinnungen, die eine schiefe Richtung bekommen hatten; machten sie zu Geißeln des menschlichen Geschlechts. Die majestätische Eiche, wenn sie von dem Sturm aus ihrer geraden Richtung gerissen wird, droht den darunter weidenden Heerden den Untergang.

Alexander, Cäsar, Schwedens Karl hatten große Tugenden. Bei allen dreien war es Ehrbegierde, die sie zu Erobrern machte. Wäre diese Ehrbegierde bei der Erziehung, oder durch die Umstände, anders geleitet worden; so hätten sie die Freude der Menschen seyn können, da sie hingegen ihr Schrecken wurden. Welche Männer, wenn sie die Kräfte ihrer großen Seele auf  
die

die wohlthätige Regierung ihrer Unterthanen verwandt hätten; ohne jene in Kriegesthaten zu misbrauchen, und diese zu ihrem eitlen Ruhme zu plagen.

„Aber diese vortreflichen Eigenschaften, die durch Erziehung und Umstände so sehr schädlich wurden, waren doch verdorben.“ Ja freilich; ich läugne das Verderben und das Uebel gar nicht; nur das wesentliche, ursprüngliche Verderben kann ich nicht zugeben. Ich behaupte nicht, daß es kein Uebel gebe; sondern, daß das Uebel aus dem Guten, durch Uebermaas, durch unrechte Anwendung, durch Irthum, entsteht. Wenn man zwanzig, jede an sich vortrefliche, Gerichte, in Eins zusammenschüttete; so würde man gewiß eine abgeschmackte und ekelhafte Speise daraus machen; deren Abgeschmacktheit, nicht in jedem Bestandtheile; sondern in der Mischung, bestünde. So ist es mit dem Uebel auch, es ist eine schädliche Mischung von vortreflichen Bestandtheilen.

## VI. Kapitel.

---

 Von den moralischen Fehlern  
der Kinder.

Diese Fehler sind Vergessenheit und Leichtsin, Auffahren, Muthwille und Eigensinn. Diese halte ich für natürliche Grundfehler. Die andern, als Furchtsamkeit, Tücke, Bosheit, Widerspenstigkeit, Rache, Eitelkeit, Naseweisheit, Feindseligkeit, Neid; schreibe ich alle auf die Rechnung, nicht der Natur, sondern der Erzieher, der Wärterinnen, der Eltern. Sie lassen sich alle aus blinder Liebe Dieser zu den Kindern, eben so wie die Verfütterung und englische Krankheit, herleiten.

## I. Artikel.

---

 Von der Vergessenheit und dem Leichtsinne.

Der Leichtsin ist eine Folge, und wenn ich so sagen darf, ein Zweig der Vergessenheit. Man nennt Leichtsin, die anscheinende Unachtsamkeit, die alle Ermahnungen, Drohungen, Befehle,

fehle,

fehle, und widrige Erfahrungen in den Wind schlägt. Daß die Kinder dieses alles nicht verachten, sieht man in dem Augenblick, wo es geschieht. Sie fürchten sich vor Drohungen, sie empfinden, mehr als Erwachsene, das Gute und das Böse, \*) sie lassen sich durch Zureden gewinnen

\*) Dieses bedarf einer Erklärung. Die Kinder sind, gegen Dinge, die sie angehen; weit empfindlicher, als die Erwachsenen. Etwas Naschwerk, ein Spielzeug, eine Kleinigkeit bringt sie vor Freuden außer sich. Der geringste Schmerz, die kleinste Widerwärtigkeit, ein Nadelstich, eine versagte Bitte, macht sie, auf einige Augenblicke, untröstbar. Das heißt aber nicht, daß sie für alles das, was Erwachsene erfreut und betrübt, Gefühl haben. Tausenderlei Dinge machen auf jene den tiefsten Eindruck, und rühren diese gar nicht. Die Kinder scheinen z. B. gegen die Unbehaglichkeit der Kälte, der Hitze, des Regens, des Sturms, und überhaupt der Witterung, unempfindlich zu seyn. Man sieht die kleinen Buben halb nackt auf den Gassen laufen, und spielen und guter Dinge seyn; da uns Erwachsene vor Frost die Zähne klappern. Was die moralischen Eindrücke anbetrifft, so scheint es, einige seltene Fälle ausgenommen, daß die Kinder keine natürliche Empfänglichkeit dafür haben. Eifersucht, Ehre, Vorzüge, Eitelkeit kennen sie nicht. Wenn es ja Kinder gibt, die sich, in den ersten Jahren, dadurch bewegen lassen; und ich weiß, daß es deren genug

gewinnen, durch Ermahnungen bewegen; und den Augenblick darauf ist alles in den Wind, weil sie alles vergessen haben. Leichtsinns ist also Vergessenheit.

Warum sind die Kinder so vergessen? Das ist ein großes Uebel, daraus entsteht manches Ungemach, manches Unheil; Kinder und Eltern leiden darunter; die Erziehung wird erschwert, der Unterricht langwierig; Sorgen, Kummer, Verdruß erfolgen. Ist dieß auch eine Wirkung nützlicher Kräfte?

Ja. Das Gedächtniß besteht in der Dauerhaftigkeit der Eindrücke. Die Dauerhaftigkeit kann aber nur in festen Theilen stattfinden. Weiche Theile hingegen, die den Eindruck leicht annehmen; lassen ihn eben so leicht wieder verlöschen. Und das ist gerade der Fall der Kinder; jeder Eindruck ist bei ihnen stark, und eben so vergänglich; so daß man oft das wiederholen muß, was bleiben soll; bis die oftmalige Wiederkehr derselben Eindrücke, und die Länge der Zeit ihnen einige Festigkeit gegeben; und

genug gibt — so glaube ich, daß solche durch eine übelverstandene Erziehung verdorben sind. Nicht die Natur, sondern der Erzieher, hat diese Laster in ihre Seele gepflanzt.



und dann auch sind sie unauslöschlich. Deswegen vergißt der Mensch, auch in seinem grauen Alter, nicht, was er in seiner Jugend gefaßt hat; ob er gleich schon heute nicht mehr weiß, was gestern geschehn ist. \*)

Noch

\*) Man sagt, daß die Kinder ein gutes Gedächtniß haben, und führt zum Beweise an die Reihen von Wörtern, und von Jahrzahlen, die Sprachen und die Redensarten, die man sie lernen läßt. Man setzt noch hinzu, daß sie in der ersten Kindheit die Worte behalten, die man sie hören läßt, die moralischen Eindrücke, die sie empfangen; und vor allem die unschicklichen Ausdrücke, die Flüche und Schimpfreden, und die bösen Beispiele sehr gut behalten.

Die Redensarten, die Jahrzahlen, und alle das Zeug, wovon man den Kopf unsrer Buben in den Schulen vollpfropft, beweisen nicht viel; denn es ist kein Wunder, daß diese, bis auf das Examen, nothdürftig dasjenige behalten, was man durch hundert Repetitionen, und durch Hülfe der Verweise und des Stokkes, in ihr Gedächtniß gestopft hat. Das alles ist bald hin, wenn die Kinder die Schule verlassen haben, oder wenn der Lehrer zu neuen Gegenständen übergeht.

Die bösen Beispiele in Worten und Thaten, würden eben so geschwind aus dem Gedächtniß verschwinden, wenn nicht zweierlei Umstände solche darin erhielten. Es gibt Beispiele, deren Nachahmung

Noch auf eine andre Art bewirkt die Zartheit der Theile den Leichtfinn. Jeder Eindruck ist stark, und löscht daher den vorhergehenden aus.  
Die

mung einen Reiz für die Kinder hat. (Jedes Uebel hat einen Reiz, einen sichtbaren, in die Augen fallenden, nahen Reiz; sonst würde das Beispiel weder nachgeahmt, noch gegeben werden.) Einige machen ihre Leckerhaftigkeit rege; andre lehren sie, wie sie zuweilen der verdrießlichen Wachsamkeit ihrer Eltern und Aufseher enttrinnen können. Was Wunder, daß sich solche Lehren tief einprägen? Ist das ein großer Beweis von der Kraft des Gedächtnisses?

Zweitens werden diese Beispiele, wenigstens eben so oft, als die Lektionen in der Schule, wiederholt. Das Kind sieht und hört tausendmal dieselben Possen, dieselben Albernheiten und Ungezogenheiten; es muß sie ja wol endlich behalten.

Uebrigens thun Eltern und Erzieher ihr möglichstes, solche Unschicklichkeiten ihren Kindern und Zöglingen recht tief einzuprägen. „Wie so?“ Durch ihre Lehren, durch ihre Berweise, durch ihre Ermahnungen. „Wie sollen sie aber anfangen? Was können sie thun?“ Nichts, gerade nichts; das ist das sicherste. Wenn euer Kind eine Grobheit nachspricht, laßt es; lachet nicht, scheltet nicht, verbietet und ermahnet nicht — ihr werdet sehn, daß es alles sehr bald vergessen wird. Das hab' ich aus vielfältiger Erfahrung.

Die Natur hat ihre Einrichtungen so getroffen, daß sie ihre Zwecke erreicht; und nicht auf alle unsre Einfälle gerechnet. Wir wollen die Kinder gelehrt machen, und früh bilden — Die Natur will den Menschen zu seiner Vollkommenheit erheben. Zu dieser Vollkommenheit gehört nun nicht ein Gedächtniß, das allerlei armselige Fetzen von Wissenschaften sorgfältig aufrafft und treulich wie ein Schatz bewahrt. Zu der Vollkommenheit gehört die Entwicklung der Kräfte, der Denkkraft und des Gefühls. Dazu ist Weichheit nöthig, damit diese Kräfte jedesmal durch tiefe Eindrücke gereizt werden. Daher vermuthlich der starke Hang an allerlei Kleinigkeiten — damit das Kind oft und stark ohne Kosten in Bewegung gesetzt werde. Wenn nun diese Einrichtung unsern Absichten, unsern gelehrten Unterricht und unsrer galanten Erziehung zuwider ist; was kann die Natur dafür? Sie will ihre Werke zur Vollkommenheit erheben. — und wir, mit unsern kurzichtigen Planen, wir wollen diese Werke verkleinern. Und dann nennen wir Fehler was uns im Wege steht.

Vergessenheit und Leichtsinn entstehen also aus der Weichheit der Organisation der Kinder. Wir haben aber gesehn, daß diese Weichheit eine vortheilhafte Eigenschaft ihres Baues ist. (S. III. B. III. Th. I. Kap. 2. Art.)

---

 Von dem Auffahren.

Das Auffahren, und die Heftigkeit der Kinder kömmt von der Stärke der Eindrücke, die jeder Gegenstand auf ihre weiche Konstitution macht. Die Neigungen und Abneigungen müssen immer mit dem Eindruck oder dem Gefühl, das die Dinge in uns erregen, in Verhältniß stehn. Der geringste Druck oder Stoß auf eine Wunde schmerzt heftiger, als ein starker Schlag auf gesunde Glieder. Also muß der Verwundete bei einem leichten Stöße heftiger auffahren, als der Gesunde bei einem harten Schläge. Der Kranke wird von einem leisen Geräusch beunruhigt, das der Gesunde nicht bemerkt; also muß er weit leichter zur Leidenschaft gereizt werden. Ueberhaupt kömmt es hier nicht so viel auf die Größe und Wichtigkeit der Ursachen, als auf die Festigkeit oder Weichheit des Gegenstandes an. Ein Zentner ist dem Manne nicht schwerer, als dem Kinde ein Pfund. Dieses fürchtet sich mit Recht vor dem Schooschündchen, mehr als jener vor dem Wolf. Da nun die Kinder sehr weich sind, müssen sie nothwendig sehr empfindsam seyn; und daher muß jede

Kleinig.

Kleinigkeit stark auf sie wirken, und sie zur Leidenschaft reizen. Ihr Auffahren ist also die Folge ihrer Weichheit, die vortreflich ist. (Siehe III. Th. I. Kap. Art. 2. Von der langen Dauer der Kindheit, und ihrer Schwäche.)

3. Artikel.

---

Vo m E i g e n s i n n.

Eigensinn heißt die Beharrlichkeit auf seinem Willen, ohne auf Recht und Unrecht zu sehn; und wenn es gegen rechtmäßige Vorgesetzte geschieht, heißt es Widerspenstigkeit. Beide Fehler sind groß, und bei Kindern sehr unangenehm und schädlich, weil sie den Eltern und Erziehern viel zu schaffen machen, und die Erziehung erschweren und verhindern.

Sie sind aber keine absichtliche Bosheit; denn da die Kinder noch unwissend und unerfahren sind, wissen sie von dem Nutzen und der Schädlichkeit ihrer Absichten und Handlungen nichts; und das Recht der Vorgesetzten verstehn sie gar nicht. Also kann man nicht sagen, daß sie einen bösen Willen haben, Recht und Unrecht vernachlässigen, und einem rechtmäßigen Ansehn widerstehn. Das ist ihre Absicht nicht,

also daß man ihre Beharrlichkeit, nur dem äußern Scheine nach, nicht aber im Grunde, Eigensinn und Widerspenstigkeit nennen kann. Ich kann sie nicht Beharrlichkeit oder Festigkeit nennen; weil diese, Tugenden sind: ich kann sie aber auch nicht Eigensinn und Widerspenstigkeit schelten; weil sie nicht Bosheit, nicht Laster ist. Man müßte dafür einen andern Namen ersinnen.

Das Kind hat, so wie der Erwachsene einen Willen, und noch heftigere Leidenschaften, so daß es ihm noch schwerer, als diesem, wird, seinem Willen zu entsagen, um sich dem Willen eines Andern zu unterwerfen. Allein dieß ist nur Entschuldigung.

Der Mensch soll einen Willen haben, das macht ihn zum Menschen: er soll ihm folgen können; das ist seine Freiheit, und gründet seine Moralität; und wenn der Wille auf vernünftigen Gründen beruht, so heißt er Tugend. Ohne Eigenwillen ist die Tugend nichts, und der Mensch — ein Lastthier, das man lenken muß; eine Maschine in der Hand des Künstlers.

Es ist aber nicht genug, einen Willen zu haben, und sich nach vernünftigen Gründen zu bestimmen, wenn man tugendhaft seyn will.

Der

Der Wille muß auch fest seyn; die lange Dauer der Ausführung, die Verzögerung ohne Nachlassen ausharren; den Schwierigkeiten, den Verzögerungen, den Abmahnungen widerstehn. Ohne diese Festigkeit, kann wol guter Wille, tugendhafter Entschluß; nicht aber Tugend, statt finden. Die Welt ist ganz voll von Menschen, die die Tugend lieben, die sie vom Grund der Seele gern ausüben möchten; die aber doch keinesweges tugendhaft sind. Was fehlt ihnen also noch zur Tugend? Nichts, als Beständigkeit, Festigkeit. Festigkeit ist also eine nothwendige Eigenschaft, der Grund der Tugend, eine vortrefliche Kraft, und, ich wage es zu sagen, die vortreflichste.

Sobald aber Festigkeit da ist, kann auch der Eigensinn leicht entstehen. Dieser ist nur ein höherer Grad, oder eine unrechte Anwendung der ersteren. Tugendhafte Festigkeit beruht auf dem Grund der Wahrheit des Rechts und Unrechts. Nun übereilt sich ja der Mensch wol einmal, er läßt sich durch Leidenschaft reizen, er vermag auch wol nicht, die Wahrheit zu sehn, und sie von dem falschen Scheine zu unterscheiden; sogleich ist seine vortrefliche Festigkeit in Eigensinn verwandelt.

Diese Festigkeit entsteht entweder aus der Festigkeit des Körperbaues, oder aus Vernunftgründen, aus dem Gefühle und der Ueberzeugung ihrer Nothwendigkeit, ihrer Vortreflichkeit: und in beiden Fällen kann sie in Eigensinn übergehn. Das ist von der Festigkeit des Temperaments augenscheinlich, denn da sie sich nur auf die Organisation, und nicht auf Einsicht und Wahrheit, gründet; so ergreift sie jeden Gegenstand, Wahrheit und Irrthum, Recht und Unrecht. Die überdachte Festigkeit wird zur Gewohnheit; und die Gewohnheit wirkt, eben wie die Organisation, maschinenmäßig. Anfänglich gründete sie sich auf Ordnung und Gerechtigkeit, auf Einsicht und Ueberzeugung des Wahren und Guten — nach und nach aber wird sie zu einem Gefühl, zu einer unüberlegten Neigung; und aus diesem Grunde kann sie, so wie die Temperamentsfestigkeit, in Eigensinn und Halsstarrigkeit ausarten.

Ohne diese Gewohnheit aber, und ohne die Festigkeit der Konstitution gibt es keine Beständigkeit. Denn von dem Menschen verlangen, daß er gegen alle Versuchungen und Schwierigkeiten; ohnerachtet alles ermüdenden Aufschubs; aus bloßer Einsicht des Wahren und Guten, aus Liebe zur Ordnung und Wahrheit; zu jeder  
Zeit



Zeit standhaft und unerschütterlich sey — das hieße wahrlich die Forderungen übertreiben. Anders kann man wol so etwas auferlegen; man sich selbst wol eine so vortrefliche Eigenschaft wünschen; aber man wird sich schwerlich solchem Gesetze unterwerfen. Noch einmal — ohne körperliche Festigkeit, ohne Gewohnheit, ist keine Standhaftigkeit möglich — und ohne Standhaftigkeit gibt es keine Tugend — Mit der körperlichen Festigkeit aber, und mit der Gewohnheit, wird man dem Starrsinne unmöglich ganz ausweichen. \*)

D d 4

Also

\*) „Ueberhaupt haben die Engländer in ihrem Charakter etwas festeres, mehr Ueberlegung und Starrsinn, als einige andre Völker.

„Sollte es etwa aus diesem Grunde seyn, daß sie, nach vielen Klagen über den Römischen Hof, das schändliche Joch desselben ganz abgeworfen haben; indeß daß ein leichtsinnigeres Volk es immer noch trägt, indem es darüber zu lachen, und mit seinen Fesseln zu hüpfen affectirt?

„Die Lage ihres Landes, die ihnen aus der Schifffahrt ein Bedürfnis gemacht hat, ist die nicht etwa an der größeren Rauigkeit ihrer Sitten Schuld?

„Hat diese Rauigkeit der Sitten, die ihre Insel zu dem Schauplatze so vieler blutigen Auftritte gemacht

Also ist der Eigensinn der Kinder; wenn man ihn durchaus so nennen will; die Forderung einer vortreflichen Anlage, die einstens in ihnen der Grund der Tugend seyn wird.

Widerpenstigkeit und Widersetzlichkeit folgt aus dem Eigensinne, und kann leicht eine Folge der Festigkeit werden. Es ist aber bei Kindern vielleicht immer die Schuld des Erziehers, wenn dieses geschieht. Denn das festeste Kind hat immer zu seinem Erzieher Liebe, Zutrauen, Ehrfurcht, wenn dieser nur nicht so sehr ungeschickt ist,

„gemacht hat; nicht vielleicht ein ansehnliches zu ihrer großmüthigen Freimüthigkeit beigetragen?

„Ist es nicht diese Mischung von entgegengesetzten Kräften, (warum entgegengesetzte? Ist es nicht so, als wenn man sagte, daß die Härte des Steins, wodurch dieser zum Pflaster auf den Straßen tüchtig wird, und die Härte desselben Steins, wodurch er mich verletzt — entgegengesetzte Eigenschaften wären.) „welche so viel Königsblut, auf dem „Wahlplatz und auf der Richtstätte, vergossen hat, „ohne jemals den Gebrauch des Giftes, bei ihren „häufigen bürgerlichen Unruhen, zu verkatten? da „indessen in andern Gegenden, unter der priesterlichen Oberherrschaft, Gift die gangbaresten Waffen hergibt.“ Questions sur l'Encyclopedie. Art. Gouvernement.)

ist, daß er sie verscheucht. Mit diesen Gefühlen ist das Kind sehr geneigt nachzugeben, zu folgen, und selbst Verhaltensbefehle zu verlangen. Wenigstens liegt es jedesmal an dem Erzieher, wenn die Widerspenstigkeit mit Trotz verbunden ist.

Eine Hauptursach des Eigensinnes der Kinder, ist die Bestimmtheit ihrer Begriffe.

Kinder können unsre unbestimmten Begriffe nicht fassen. Reichthum ist ihnen ein gewisses bestimmtes Maaß. Einen Prinzen können sie sich nicht als den Untergebenen eines gemeinen Edelmannes, z. B. in Kriegsdiensten, denken.

Ganz natürlich. Wir bekommen unsre Begriffe durch die Sinne; und die Sinne zeigen uns nur immer bestimmte Gegenstände. Lange, lange muß man nachdenken, und viele Dinge gesehn haben, um zu begreifen, daß eine Hauptidee eine Menge individueller Verschiedenheiten in sich fassen kann, und wirklich in sich faßt. Die Grundverhältnisse in der Gesellschaft schlingen sich so mannigfaltig durcheinander, daß es unmöglich ist, deutlich getrennte Eintheilungen zu machen. Also hat das Kind nichts, wobei es eine solche Idee festhalten kann. Was muß daraus entstehen?

Es hat sich durch die ersten Eindrücke eine Idee gebildet: man trägt ihm diese Idee unter einem andern Gesichtspunkt vor; es erkennt sie nicht mehr, und vermöge der natürlichen Neigung zur Wahrheit, kann es sie nur, als eine falsche Idee, verwerfen. Es ist ihm unmöglich, ein bestimmtes Bild fahren zu lassen, um nach einem hüpfenden, verworrenen Dampfschatten zu greifen. Es widerspricht, und man rechnet es ihm zur Naseweisheit, zum Eigensinn an. Sein Eigensinn ist nichts, als Liebe zum Lichte und zur Wahrheit.

Der Widerspruch findet bei wenigen Kindern statt —; aus dem Grunde, weil sie auf ihre eignen Kräfte (die sie nicht kennen; da solche noch ohne Übung und unentwickelt sind,) gar kein Vertrauen; und auf ihre Eltern und Erzieher das größte Vertrauen setzen. Wenn man aber sie auf ihre eigne Kräfte zurück weist; wenn man sie früh aufweckt, diese Kräfte; wenn man, mit einem Wort, mit ihnen zu früh Vernunft pflegen will; — alsdann erwacht das Gefühl ihrer eignen Kräfte; die man mit den Kräften der Erwachsenen in eine Linie gestellt hat; der Dünkel kommt dazu, und sie werden Naseweise.

Es kann nicht anders seyn; sie denken eben so gut urtheilen zu können, als die Erwachsenen;  
nen;

nen; — weil man es ihnen eingebildet hat. Ihre Begriffe sind aber theils eingeschränkter, theils ganz anders beschaffen, als die Begriffe der Erwachsenen — unter andern sind sie immer an gewissen Bildern und Originalen geheftet. Also können ihre Urtheile mit den Urtheilen ihrer Erzieher unmöglich übereinstimmen — sie setzen daher ihre Raisonnements den Raisonnements Letzterer entgegen; sie können nicht überführt werden; weil sie nicht verstehn; und folglich bestehen sie auf ihrer Meinung.

Dieses gilt ebenfalls von den moralischen Urtheilen, vom Thun und Lassen, und zwar noch in einem höheren Grade. — Denn hier kommt nun noch die Begierde, die Lust, die Beschwerlichkeit, die Leidenschaft hinzu; denn man befehlt ihnen, was ihnen unangenehm ist, und verbietet, was sie gern thun möchten; sonst wäre beides, Befehl und Verbot, überflüssig. Zu den Irrungen der Unwissenheit gesellen sich noch die Sophismen der Lust.

Man sehe auch, wie die Kleinen sich von dem Zwange loszuraisonniren wissen; wie sie jeden Schluß drehen, und der Ueberzeugung ausweichen. Will man mit Ernst von ihnen Gehorsam erhalten; so ist man gezwungen, nach vielem vergeblichen Raisonniren, mit Macht-  
sprüchen

sprüchen zu entscheiden, und mit Drohungen und Zwang den Gehorsam zu erpressen. Eine herrliche Methode!

Daß diese Raseweisheit der Erziehung nachtheilig ist, darf ich nicht erst sagen. Die Folgerung daraus — Raisonnire mit deinen Kindern nicht zu früh.

So sehr schädlich aber dieser Starrsinn und diese Raseweisheit seyn mögen; so kann man sie doch für keine Bosheit, für kein wesentliches Uebel ansehen; sie ist nichts, als die Verdrehung nützlicher Kräfte — der Einsicht, der Liebe zur Wahrheit, des Zutrauens zu sich selbst. Und was den moralischen Theil derselben angeht, so kommt zu jenen an sich guten, aber verschobenen Neigungen noch die Behaglichkeit hinzu.

#### 5. Artikel.

---

#### Vom Muthwillen.

Man nennt Muthwillen ein unruhiges Wesen, das an kleinen Neckereien Gefallen findet. Er artet in Schadenfreude aus, wenn er zur Fertigkeit wird, und ist sehr schädlich. Er entsteht aber aus einer sehr guten Quelle.

Mem.

Nemlich aus der großen Wirksamkeit der Kräfte, die in den gewöhnlichen nützlichen Geschäften keine hinlängliche Nahrung und Beschäftigung finden. Man wird bemerken, daß der Muthwille immer, entweder einen fähigen Kopf, oder einen starken Körper hat; niemals wird es ein kränkliches, schwaches, stumpfes Kind seyn. Derjenige, der früh zu schwerer Arbeit, die seine Kräfte erschöpft, angehalten wird; äussert keinen Muthwillen; sondern derjenige nur treibt solchen Unfug, der Ruhe und Kräfte übrig hat, der nur leichte Arbeit verrichtet. In der Freude nur, wo alle Kräfte in vollem Gange sind, wird man muthwillig; niemals aber in der ermattenden Traurigkeit, niemals im erschlaffenden Mismuthe.

Der Ackermann und der Handwerker, welche ein ermüdendes Gewerbe treiben, setzen sich nach der Arbeit auf die Ofenbank — ihre Kräfte sind erschöpft, sie fordern keine Nahrung, keine Übung. Wir aber, die wir die körperlichen Kräfte wenig anstrengen; wir suchen in der Bewegung, in einem Spaziergange, in einer Reise, in allerlei und manchmal schwerer Handarbeit unsre Erholung; weil wir Kräfte übrig haben. Wir würden vielleicht eben so, wie die Kinder, Muthwillen treiben, wenn wir nur ein wenig

wenig mehr Kraft und Geschillichkeit hätten; wenn wir froher in unserm Gemüthe wären; wenn uns die Begriffe von Anständigkeit, wenn die Furcht vor dem Tadel uns nicht zurückhielten. Man sieht auch, daß muntre Männer manchmal noch an den Muthwillen gränzen.

Also ist der Muthwille ein Uebermaaß von Kraft, das Erzeugniß einer vortreflichen Ursache.

Der Muthwille wird, wie schon gesagt, immer nur bei freudigem Gemüthe getrieben; also ist er nicht boshaft; denn jede feindselige Empfindung hat etwas finsternes und trauriges.

Wir haben alle, jung und alt, einen unterschiedenen Geschmak zu außerordentlichen Scenen. Jeder läuft herbei zu einer Feuersbrunst, wann Pferde den Koller kriegen, wann Thiere sich losreißen, Menschen sich zanken, Thiere in Gefecht gerathen. Wer das gleich für Bosheit erklärt, scheint mir strenger in der Moral, als in der Logik zu seyn; denn sobald Rettung und Hülfe möglich sind, ist ein jeder dazu bereit, und zerstört dadurch das Schauspiel und sein eignes Vergnügen. Jedermann thut also eine Wohlthat auf Kosten seines eignen Vergnügens. Bosheit würde das gewiß nicht thun.

Also



Also bleibt immer Liebe, Mitleiden die Hauptempfindung, die selbst über unsre Lust herrscht.

Worin besteht aber diese Lust, die wir an schädlichen Scenen finden? In der Neubegierde unsrerseits; und in dem ungewöhnlichen von Seiten des Gegenstandes. Jeder rettet, wenn ein Haus brennt; wenn aber ein großer Haufen von Stoppeln auf dem Felde verbrannt würde; würden die Leute herbeilaufen, und mit Vergnügen zusehn.

Aus diesem Grunde läuft der Pöbel, und mancher, der zum Pöbel nicht gerechnet werden will, herbei, wenn ein Verbrecher hingerichtet wird. Es ist nicht Bosheit; denn, wenn ja in dem Kreise Schlägerei entstände, und der eine Theil würde zu schwach befunden, so würde jeder bereit sehn, der Gewalt Einhalt zu thun; wenn der Leidende nicht etwa, durch ein ungebührliches Betragen, die Leute beleidigt hätte; und doch ist die Gefahr lange nicht so groß, als die des Delinquenten. Wer eine kleine Noth nicht gleichgültig ansehen kann, findet der an einer größeren, aus Schadenfreude, Vergnügen? Das wäre ein Widerspruch; keiner von den Zuschauern möchte den Delinquenten ums Leben bringen, nicht einmal mißhandeln. Alle würden sich freuen, wenn man dem Verurtheil-

ten

ten seine Begnadigung ankündigte. Jeder würde ihn den Händen des Richters entreißen, wenn nicht die starke Wache den Pöbel in Ordnung hielte. Ein allgemeines Murren und Schreien erhebt sich gegen den Ungeschickten, der aus Unvorsichtigkeit dem Sterbenden mehr Leiden zufügt, als er von Pflicht wegen zu thun verpflichtet ist. Da aber der Verurtheilte doch einmal sterben muß; so genießt man des ungewöhnlichen Schauspiels. Also weidet derjenige seine Augen mit dem prächtigen Blick der ausodernden Flamme; der zur Hülfe herbeigeeilt war, aber vor der Menge nicht dazu kommen kann, die Feuersbrunst zu löschen. \*)

Ich

\*) Lukrez sagt:

Sauve est mari magno turbantibus aequora ventis  
 E terrâ magnum alterius spectare laborem;  
 Non quia vexari quemquam est iucunda voluptas;  
 Sed quibus ipse malis careas, quia cernere suave est;  
 Suave etiam belli certamina magna tueri  
 Per campos instructa tuâ sine parte pericli.

„Es ist ein Vergnügen, von dem Ufer ein Schiff  
 „zu sehn, das vom Sturme geworfen, in großer  
 „Gefahr schwebt; nicht als ob das Unglück An-  
 „drer uns erfreute, sondern weil wir durch dessen  
 „Anblick unsre Sicherheit recht schätzen und fühlen  
 „lernen. Aus eben dem Grunde sehen wir großen  
 „Schlachten von ferne, mit Vergnügen, zu, wenn  
 „wir außer aller Gefahr sind.“

Hier

Ich glaube, daß diese Neugierde manchen muthwilligen Streich erzeugt hat. Mancher

Hier folgt eine Stelle aus den Questions sur l'Encyclopédie, Art. Curiosité; die Voltaire, bei Gelegenheit dieser Verse aus dem Lukrez, geschrieben hat.

„Ich bitte um Vergebung, Lukrez; ich glaube du irrst. Meines Erachtens thut es die bloße Neugier, daß man nach dem Ufer zuläuft, um ein Schiff zu sehn, dem der Sturm den Untergang droht. Mir selbst ist es geschehen, und ich kann versichern, daß mein mit Neugierlichkeit vermischtes Vergnügen gar nicht aus Nachdenken entstand. Es kam keinesweges aus einer Vergleichung her, die ich zwischen meiner eignen Sicherheit, und der Gefahr dieser Elenden angestellt hätte. Es war weiter nichts, als Neugier und Mitleid.

„Bei der Schlacht zu Fontenoi kletterten die kleinen Huben und Mädchen auf die Bäume, um Menschen tödten zu sehn.

„Die Damen in Lüttich ließen sich Stühle auf den Wall bringen, um des Anblicks der Schlacht bei Rocou zu genießen.

„Aus meiner und aller Gaffer meiner Brüder Erfahrung, bin ich überzeugt, daß man aus bloßer Neugier zu einem Schauspieler hinzu läuft, von welcher Art es sey.

„Das dünkt mich desto wahrer, da jedes Schauspiel, es mag auch noch so vortreflich seyn, endlich doch ermüdet. Das Publikum geht nicht häufig

cher thut Schaden, um der Neuheit des Schau-  
spiels willen. So steht Nero das prächtige  
Rom

„zum Tartuffe, dem Meisterstücke aller meister-  
stücke des Moliere. Weswegen? weil es dieses  
Stück sehr oft gesehn hat, und auswendig weiß.

„Perrin Dandin \*) hat leider Recht, da er  
der schönen Isabelle den Vorschlag thut, einmal  
zuzusehn, wie man einen Inquisiten foltert: Das  
ist immer ein Zeitvertreib auf ein paar Stunden,  
sagt er. Wenn dieses Vorspiel der Todesmarter,  
das öfters grausamer als der Tod selbst ist, öffent-  
lich zur Schau gegeben würde; so würde ganz Cou-  
louse herzu gelaufen seyn, um den abscheulichen  
Quaalen zuzusehn, die der verehrungswürdige Co-  
las zweimal erlitten hat.

„Wenn aber diese Kannibalentragödien, wenn  
diese Schauspiele, die den Affen zuweilen von Ty-  
gern gegeben werden, als etwa die Bluthochzeit,  
und die Nachahmung derselben im kleinen; sich  
alle Tage erneuerten; so würde man ein solches  
Land bald verlassen, und mit Abscheu fliehen.

„Wenn kleine Kinder einen Vogel pflücken; so  
geschieht es bloß aus Neubegierde; so wie wenn  
die kleinen Mädchen ihren Puppen das Zeug ab-  
reißen. Diese Leidenschaft ist es, die so viele Men-  
schen zu den Hinrichtungen führt! „

Lukrez und Voltaire sind hierinnen meiner Mei-  
nung, daß diese Begierde nach schrecklichen Schau-  
spielen

\*) Ein verrückter Richter in den Klägern von Racine.

Nom in Brand. Und die Neubegierde, wo-  
 von diese Neigung ein Auswuchs ist, ist doch  
 wol an und für sich eine vortrefliche Neigung.  
 Ist denn das Feuer nicht eine herrliche Gabe  
 Gottes, ob es uns gleich viele Schmerzen und  
 Wunden macht, und unsre Wohnungen und  
 Güter verzehret? Und das Feuer, das schadet,  
 und das Feuer, das dient, sind doch nur ein  
 und dasselbe Feuer.

Alle Anlagen der Jugend, die sich einst in  
 dem Mann zu Tugenden entwickeln werden; ha-  
 ben in ihrem Ursprunge die Gestalt der Fehler;  
 weil sie vorizt noch unreif sind; und unreife  
 Früchte können den Saft und das Ansehn nicht  
 haben, das sie erst durch die Reif erlangen  
 müssen. Jedes Werk der Natur und der Kunst,  
 so vollkommen, so schön es auch seyn mag, ist  
 vor seiner Vollendung wenig schön, wenig an-  
 genehm: es ist noch immer roh und hart. Ein  
 ungeschliffener Diamant hat keinen Glanz; er  
 sieht beinah wie ein schlechter Kiesel aus.

Ge 2

Eine

spielen, nicht aus Bosheit entsteht; und letzterer er-  
 klärt diesen Trieb aus eben dem Grunde, als ich.  
 Es ist mir lieb, diese Stellen nachher gefunden zu  
 haben. Ich bin eben derjenige nicht, der Stim-  
 men zählt, oder Schriftstellen als Beweise anführt;  
 ich will nur zeigen, daß ich nichts unerhörtes  
 sage.

Eine zwote Ursach, warum die besten Anlagen der Kinder eine unangenehme Gestalt haben, und wie Fehler und Laster aussehen; ist, daß die Verhältnisse, in welchen sie stehen, sehr von denen abweichen, in welchen sie sich einst als Männer befinden werden.

Es ist gewiß, daß die Kinder Eigenschaften haben müssen, die in ihre dormaligen Verhältnisse passen; und die haben sie auch. Vor allen Dingen aber sind ihnen die Anlagen nötig, woraus einst männliche Eigenschaften und Tugenden erwachsen werden; weil die Mannheit nur einmal ihre Bestimmung, ihr wahres Leben ist; und die Kindheit nur als ein vorübergehender Vorbereitungszustand angesehen werden kann. Was nun aber in einer Lage gut ist, kann nicht in einer ganz entgegengesetzten Lage auch gut seyn. Ein Mann, der plötzlich in die Verhältnisse der Kindheit versetzt würde, müßte nothwendig ein schlechtes Kind abgeben; und zwar ein desto schlechteres, je vortreflicher seine männlichen Eigenschaften wären.

Die mehresten Klagen unwissender Erzieher fallen gerade auf die besten Anlagen, weil solche ihnen die meiste Arbeit machen. Sie wissen nur schlaaffe Kinder zu regieren; weil solche leicht zu regieren sind; und diese nennen sie gute, fromme,

VI. K. Fehl. d. Kind. 4. Art. Muthwille. 437

me, folgsame, gehorsame Kinder. Jene, die Muth und Feuer haben, können sie nicht bändigen, und geben sie für Bösewichter aus. Solchen Lehrern sind sie freilich eine harte Prüfung. Nun arbeiten diese mit aller Gewalt an der Bezähmung derselben, und wenden alle Mittel, schikliche und unschikliche, an. Wie viele Geisteskräfte mögen nicht, seitdem Schulen sind, unter dem Namen der Zucht und der Besserung erstikt worden seyn?

Ein Kind, das einst ein Mann von lebhaftem Verstande seyn wird, ist jetzt wild, unachtsam. Der künftige Denker reißt in der Stille; man hält ihn für blöde, dumm, eigensinnig; Grad sinn erscheint unter der Gestalt der Leichtgläubigkeit; Festigkeit heißt Eigensinn, u. s. w.

Man hat nichts dringenderes, als recht artige, fromme, vollkommne Kinder zu ziehn. Man bietet alle Kräfte auf, man läßt sich recht sauer werden, und macht es den Kleinen herzlich sauer. Und wer nur dieß thut, kann mäßig heißen. Die Eifrigeren wollen gar Männer in kindischer Gestalt haben. Und weil das nun eben nicht schwer ist, und man damit recht glänzen kann; so gibts der Eifrer viele. Beide Arten von Erziehern gleichen Gärtnern, deren einer seinen ganzen Garten zum Treibhause ma-

chen würde, um recht früh Früchte zu haben; der aber zur rechten Zeit nichts, als welke Gewächse hätte. Dieß war das Bild der letzteren Erzieher; hier ist das Bild der ersteren. Ein Gärtner hat mit vielen Kosten Spargel gepflanzt; um aber einigen Nutzen aus seinen Beeten zu ziehn, unterdessen daß der Spargel wächst, säet er darauf einige Kräuter; damit aber seine Kräuter recht hübsch wachsen, reißt er seine Spargelpflanzen nach einander aus. Ist das nicht ein vortreflicher Gartenbau! Hat man mich verstanden? — Wohlan ich will mich deutlicher erklären. Man will vollkommene Kinder bilden. Die Keime der einstigen männlichen Vollkommenheiten verhindern die kindische Vollkommenheit; man erstift jene Keime, um ein vollkommenes Kind zu haben; und man bekommt für seine Bemühung, weiter nichts, als ein Kind in jedem Alter.

Ich kann dieses Kapitel, von den Fehlern der Kindheit, nicht besser, als durch folgende Bemerkungen, beschließen.

Daß Kinder einen gewissen Gradsinn, eine Art von Rechtschaffenheit von Natur haben; ist, deucht mich, ganz unleugbar.

Wenn meine Kinder in jedem Alter, vom vierten bis ins zwölfte Jahr, sich etwas ausbitten;



bitten; und etner von den Eltern gewährt ihnen ihre Bitte, ohne daß es der andre weiß; so nehmen sie es von diesem letzten nicht noch einmal, ob er es ihnen gleich anbietet: Ich habe es schon bekommen, sagen sie. Das ist mir fünfzigmal wiederfahren, und bei allerlei Gegenständen; hauptsächlich bei Mäschereien; was wohl zu bemerken ist, weil Genäschigkeit das Hauptinteresse, die Lieblingsleidenschaft der Kinder ist; und doch vermag diese nicht, ihre Rechtchaffenheit zu bestechen.

Aber was wird man zu folgender Bemerkung sagen? Gestern (es war am 14ten Julius 1784.) hatte mein jüngster Sohn einige Mandeln. Er ist genäschig, und aß sie mit dem größten Appetite. Ernst wird der Mama auch eine geben, sagte ich. Unterdessen hatte die Mutter schon ins Papier gegriffen, und eine genommen; das Kind hatte es gesehn, denn es hielt sein Papier mit den Mandeln in der Hand. Nun glaubte ich, daß es abgethan seyn würde. Doch nein; das Kind grif zu, und gab seiner Mutter eine.

Es hatte nicht zum Ueberfluß; denn sein ganzer Vorrath mochte etwa ein Halbdutzend betragen.

E e 4

Das

Das Kind ist jetzt zwei und ein Viertel Jahr alt.

Man wird vielleicht denken, daß ich grossen Fleiß auf seine Bildung verwandt habe — Gar keinen, als meinen gewöhnlichen negativen Fleiß; nemlich, soviel als möglich das Kind vor Verderben zu hüten. Es kann noch nicht sprechen; kaum daß es Papa sagt; Mama artikulirt es noch nicht recht.

In dieser That ist mehr als Rechtschaffenheit. Das Kind wollte eine Mandel geben; und gibt sie, obgleich die Mutter schon nach dem Versprechen die Mandel genommen hatte. Gewiß hat es das Wort geben, wenn ich so sagen darf, verführt. Die erstere hatte es nicht gegeben. Wie genau bindet sich der Kleine an sein Wort — Er hatte bei meiner Frage das Ja genikt — Wie leicht wäre es gewesen, sich von seinem Versprechen, und mit Recht, loszusagen — denn es war erfüllt!

Ist solche Bemerkung nicht ein Beweis der Gradheit und Rechtschaffenheit? Sieht man daraus nicht, daß der Mensch wesentlich gut ist; und daß seine Fehler und Vergehen nichts anders, als das Uebermaaß oder die unrechte Anwendung seiner wohlthätigen Kräfte sind.

---

 VII. Kapitel.
 

---

## Schluß dieses Buchs.

---

 I. Artikel.
 

---

## Uebersicht des Buches.

Ich habe in diesem Buch zu beweisen gesucht, daß alle unsre Leiden die Wirkung, nicht eines bössartigen Principiums, sondern der nützlichen Kräfte in der Natur und in dem Menschen sind. Dieses zu beweisen bin ich folgenden Weg gegangen.

Erstens habe ich die Unzulänglichkeit der gangbaren Lehren vom Ursprunge des Uebels untersucht; und, wie mich deucht, hinlänglich dargethan.

Hernach bin ich durch einige Bemerkungen auf die Vermuthung gekommen, daß das Uebel.

a) aus dem Mangel des Guten entspringt, und dieses habe ich negatives Uebel genannt;

Ee 5

b) Aus

- b) Aus dem Uebermaaß, oder der unrechten Anwendung des Guten fließt;
- c) mit dem Guten, d. h. mit dem Maaße der Kräfte fortwachsen kann.

Auf die Wahrheit oder Unrichtigkeit meiner Vermuthung zu kommen, habe ich

Drittens die bekanntesten Kräfte in der Natur und in dem Menschen betrachtet; und habe meine Vermuthung gegründet befunden.

Zur Bestätigung meines Satzes, und um ihn so allgemein zu machen, als es mir möglich war, habe ich

Viertens die merkwürdigsten Uebel, und die allgemeinsten Klagen betrachtet, ihre Quellen untersucht, und meine Vermuthungen bestätigt gesehn.

So daß ich mich nunmehr für berechtigt halte, anzunehmen,

- a) daß das Uebel aus keiner bösen Quelle fließt; sondern
- b) daß es eine Wirkung der heilsamen Kräfte ist, und zwar
- c) der Irrung und des Uebermaaßes derselben; so daß
- d) diejenige Kraft, die am wirksamsten ist, Gutes zu erzeugen, auch das mehreste Uebel erzeugen

erzeugen kann; und daraus folgt, daß zwischen der Möglichkeit des Guten und des Bösen immer ein gerades oder direktes Verhältniß statt haben muß. Das heißt, je mehr Gutes geschehn kann, desto mehr kann auch Schaden geschehen; oder, je mehr die Kräfte Wirksamkeit zum Guten haben, desto mehr haben sie auch zum Uebel.

Ist nun aber diese Lehre erwiesen? Sind meine Sätze richtig, und — allgemein?

Ich habe nicht alle, nicht den kleinsten Theil von den Kräften in der Natur; von den Uebeln, worüber man klagt, untersucht, noch untersuchen können. Das kann kein Mensch; nicht die vereinigte Menschheit, und vielleicht nur Gott allein.

Wie hab' ich mir aber erlauben können, allgemeine Sätze aus meiner mangelhaften Untersuchung zu ziehn?

Aus eben dem Grunde, aus welchem man den Satz zur Allgemeinheit erhoben hat: Alle Menschen müssen sterben. Auch dieser Satz  
beruht,

beruht, wie alle unsre Gemeinssätze, bloß auf einer incompletten Induktion. Wir haben ja nicht alle Menschen sterben sehn; sie sind nicht alle gestorben; niemals werden sie alle gestorben seyn. Wir schließen die Allgemeinheit dieses Satzes aus seiner Gemeinheit. Ich schließe eben so: Alle Uebel, die ich kenne, entstehen aus Kräften, die an sich wohlthätig sind; daher schließe ich vermuthlich, wahrscheinlich, daß es mit allen so ist.

Es ist wahr, daß die Analogie und die Gründe a priori, die aus der sichtbaren Schwäche und Hinfälligkeit derer, die noch nicht gestorben sind; diese unvollkommene Induktion unterstützen, und die Allgemeinheit des Satzes: Alle Menschen müssen sterben; sattfam erweisen. Beide Beweismittel aber, Analogie und Gründe a priori, bestätigen meinen Satz: Alles Uebel ist eine Folge des Guten; eben sowol, als jenen. Die Analogie zwischen den verschiedenen Uebeln ist so groß, als zwischen den Menschen.

Die Gründe a priori sind ganz für mich. Gott ist gütig; seine Werke beweisen es. Er hat das Uebel, als Uebel, nicht wollen können. Seine Allwissenheit, seine Macht lassen es nicht zu, daß man einen bösen Dämon glaube, der das

das gute Werk des Schöpfers verdorben hätte. Woher sollten also die wesentlich bösen Grundkräfte in der Welt herkommen?

Freilich gibt es Uebel in der Welt, die aus Kräften entsiehn, deren Wohlthätigkeit nicht in die Augen fällt; und die wir wol gar überall nicht kennen.

Allein wer wills wagen zu behaupten, daß die Ursachen dieser Uebel, nicht an sich wohlthätig; sondern von Natur bösdartig sind? Noch täglich macht man in der Natur neue Entdeckungen; täglich lernt man den Nutzen von Dingen kennen, die man sonst für bloße Uebel hielt. Sollte es nicht mit allen Dingen also seyn? sollte vielleicht die Bösdartigkeit, wo wir welche sehn, nicht bloß in unsrer Unwissenheit stecken?

Es ist immer sehr gewagt und unbesonnen, der Natur unsre Unwissenheit zum Vorwurf zu machen. Den Nutzen aller Dinge zu kennen, die Ordnung der Natur richterisch zu tadeln; müßte man alle Dinge, und alle ihre Verhältnisse kennen; d. h. man müßte allwissend — Gott seyn. Wir kleben und nagen noch immer an einem kleinen Flecke der Schalen; das Innre, der Zusammenhang sind uns ganz verborgene Dinge. Wer weiß, ob das, was wir für ein beklagenswerthes Uebel halten; nicht vielleicht

leicht eine der vortreflichsten Einrichtungen des Schöpfers ist?

Ich habe bei solchen Zweifeln immer zwei Entscheidungs-, oder wenigstens Trostgründe.

Der erste ist: Gott hat es so eingerichtet. Aus anderweitigen unzweifelhaften Gründen, bin ich überzeugt, daß er gütig und weise ist; was für Nutzen hätte er von der Bosheit? Die Erfahrung bestätigt die Vermuthungen der Vernunft. Man mag sagen, was man will; es ist in der Welt tausendmal mehr Gutes, als Uebel. Das Uebel, so weit wir die Natur und den Ursprung desselben kennen, ist eine zufällige Wirkung des Guten; das Gute aber ist wesentliche Grundeinrichtung; es ist nicht Irrung, wie das Uebel, sonder Absicht. Das ist offenbar. Es ist unleugbar, daß die Krankheiten eine Folge der vortreflichen Konstitution unsers Körpers; der unendlich zusammengesetzten Organisation desselben; unsrer Kräfte und unsers Reichthums sind. Unmöglich kann man sich einen organischen, lebendigen Körper, ohne die Möglichkeit, daß seine Theile zuweilen in Unordnung gerathen, denken; und man sieht nicht ein, wie dieses Uebel weggeschafft werden könnte. Man kann sich aber sehr leicht tausenderlei Gutes wegdenken, was da ist. Der Mensch



Mensch könnte, ohne Geschmak; wenigstens doch ohne den feinen Geschmak, der ihm so viel Vergnügen gewährt; ganz füglich leben. Leben doch viele Thiere, von denen wir offenbar sehen, daß sie wenig Geschmak haben müssen. Können wir uns nicht eine Welt, ohne Nachtigall, ohne Blumen, ohne Wein, und mehrere dergleichen angenehme Dinge, vorstellen? Können wir uns wenigstens nicht den Menschen denken, ohne Organe, ohne Gefühl für alles Vergnügen? Wir haben ja Beispiele von Leuten, die kein Gehör für die Musik, keine Empfindung für die Schönheit der Blumen, keinen Geruch für Wohlgerüche haben. Wir sehen also, daß nur so viel Uebel in der Welt ist, als nothwendig, als durchaus unvermeidlich ist. — Das sehen wir an allem, was wir einigermaßen kennen. Also hat Gott das Gute aus freiem Willen, und das Uebel nur nothgedrungen erschaffen. Also ist Er gütig — also ist alles, was er geschaffen hat, gut, oder nothwendige Folge des Guten: also ist alles in der Welt gut, oder eine unvermeidliche Folge des Guten; denn Gott hat alles gemacht. Wenn nun manches in der Welt mir unerklärbar vorkommt; so gebe ich, nicht Gotte, nicht der Schöpfung; sondern meiner Unwissenheit Schuld, und sage zu mir selbst

selbst, nicht: Dieses ist Nebel; sondern ich spreche: Ich sehe es nur nicht ein.

Mein zweiter Beruhigungsgrund ist: Alles, was ich deutlich und im Zusammenhang kenne; ist, ohnerachtet des ersten widrigen Anblicks, gut. Also kann ich mit Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß auch dasjenige, was ich nur halb, nur oberflächlich einsehe, gut ist, ob es gleich nicht so scheint.

Wenn man in einer Gallerie ein großes Gemälde, etwa ein jüngstes Gericht vom Raphael, so bedekte, daß der Zuschauer nur hin und wieder, unter den Zipseln und durch die Risse in der Decke, bald eine ganze Figur, bald nur ein Glied, einen Kopf, einen Arm, zu sehen bekäme; gesetzt, daß einige Figuren, die man ganz sähe, vortreflich wären, daß man aber in den Stücken von Figuren, die aus den Löchern des Tuches hervorstechen, einige Verdrehung, eine unnatürliche Stellung, übermäßige Größe oder Kleinheit wahrzunehmen glaubte: wer würde wol so unbesonnen seyn, diese Figuren, nach den abgerissnen Stücken, und wol gar das ganze Gemälde zu tadeln? Dieses Vorwizzes würde sich gewiß jeder Andere, als der leichtsinnige Geß, schämen. Sehn wir aber von dem Weltall mehr? und — beurtheilen wir es mit der Bescheidenheit?

---

 2. Artikel.
 

---

## Ein Einwurf.

Wenn eine jede Kraft nach Maaßgabe ihrer Wirksamkeit, bei Gelegenheit so viel Böses, als Gutes, thun kann; so muß viel mehr Böses, als Gutes, in der Welt geschehn; weil es viel öfter Gelegenheit zu schaden, als zu nützen gibt.

Denn es ist gemeiniglich nur eine einzige Art, Gutes zu thun; nemlich die Wirkung der Kraft gerade auf die Natur des Gegenstandes, und auf seine Bestimmung anzupassen, und darnach abzumessen. Diese Anpassung erfordert Kenntniß, Wahl, Klugheit.

Zur Erzeugung und Erhaltung des Guten müssen immer mehrere Kräfte auf verschiedene Arten zusammenwirken; manches Hinderniß muß weggeschafft, manche zerstörende Kraft gehemmt werden.

Jede Wirkung hingegen irgend einer Kraft, die ihrem Gegenstande und dessen Bestimmung nicht genau angemessen ist; ist Uebel.

Schaden zu wirken, ist eine jede Kraft allein, und ohne Führung, zureichend.

Will man fahren, so muß ein verständiger Mann die Pferde führen. Leute umrennen, den Wagen zertrümmern, das können die Pferde ganz allein.

3. Artikel.

---

Es ist leichter, Böses als Gutes zu thun.

Um ein Haus zu erhalten, muß ich alle die Handwerke verstehn, oder die Handwerker brauchen, die zu seiner Erbauung nötig waren. Es besteht nie von selbst; es gehört Kunst dazu, den Schaden, den die Zeit thut, zu ersetzen.

Es ist nicht genug, daß ich auf den guten Zustand eines Theiles, der Balken etwa, oder der Schwelle, oder der Mauern, oder des Daches, sehe; sondern ich muß auf alle diese Theile zusammen, und alle übrige, ein wachsames Auge haben, ohne einen zu vergessen; sonst reißt das Verderben durch diese einzige übersehene Lücke ein.

Beständig muß ich, mit angestrongter Sorgfalt und Wachsamkeit, die zerstörenden Kräfte abwenden; und zwar nicht eine nur, als etwa das Feuer, oder den Regen, oder den Sturm, oder die Unreinlichkeit; sondern Feuer, Regen, Sturm, Unreinlichkeit, Schwamm, Ueberschwemmung, unbedachte Angriffe der Kinder,  
Muth.

3. Art. Es ist leichter Böf. als Gut. thun. 451

Muthwillen Andrer, mit einem Wort, alle zusam-  
mengenommen, und beständig und unaufhörlich.  
Erst wann ich das Alles werde gethan haben,  
alsdann erst werde ich mein Haus erhalten.

Zum Verderben aber! — o da darf ich  
nur — die Hände in den Schooß legen, nichts  
thun, das Verderben kommt von selbst; die  
Zeit bringt es. Ist mir aber diese zu träge, so  
darf ich nur die Augen wegwenden; das Gesinde  
wird durch Unreinigkeit und Verwahrlosung ge-  
nug verderben; die Kinder werden im Spiele  
die Wände durchboren, muthwillige Knaben  
die Fenster zerschmeißen. Dazu brauche ich keine  
geschickte Hand herbei zu rufen. Ein Loch im  
Dache wird zureichen; jeder Bube kann mehr  
schaden, als vier geschickte Bauleute ersetzen.  
Und — nur eine, oder ein Paar Aerte, oder  
Feuer; so liegt in der Geschwindigkeit das Ge-  
bäude über den Haufen.

Zur Fortdauer unsrer Gesundheit müssen  
mäßige und gesunde Nahrung, reine Luft, hin-  
längliche Uebung der Kräfte, Schutz vor schäd-  
licher Witterung, ohne Aengstlichkeit, Frölich-  
keit, oder wenigstens Ruhe der Seele, zusam-  
men treffen. Und jedes von diesen Erforder-  
nissen bedarf noch der Uebereinstimmung meh-  
rerer Dinge. Allein, die Gesundheit zu zerrüt-  
ten, bedarf es nur eines Stoßes, einer hefti-

gen Wallung des Blutes, einer ungesunden Speise, einer Ueberfüllung, nur eines kleinen Knochens, einer Nadel, die man unvorsichtiger Weise mit hineinschluckt, eines Bissen Brods, das im Halse stecken bleibt, nur eines Windstosses, eines kühlen Trunkes.

Unser Leib besteht aus einer in der That unzählbaren Menge von Gefäßen und Röhren und Theilen aller Art. Eine Menge von flüssigen Theilen durchströmen ohn Aufhören die festen Theile des Körpers, woraus unser Leib zusammen gesetzt ist. Diese Theile alle müssen in gutem Stande seyn; alle Röhren müssen gehörig offen sehn; alle Flüssigkeiten frei fließen; alle weder zu dick noch zu dünn seyn; wenn der Mensch gesund seyn soll. Nur eine darf zerrüttet werden, das Blut, der Nervensaft dürfen nur in einem Gefäße stocken; so entsteht Krankheit. Krankheit kann also millionenmal leichter, als Gesundheit, bewirkt werden: denn die Gesundheit ist eine untheilbare Einheit, nemlich der gute Zustand aller Theile, die das Ganze ausmachen. Der Krankheiten hingegen gibt es so viele, als der Theile im Leibe, und der Mittel und Wege, sie zu beschädigen. Es ist wahrlich ein Wunder, ein göttliches Wunder, daß der Mensch nicht beständig krank ist! Und doch ist Gesundheit sein gewöhnlicher Zustand, und Krankheit nur eine seltene Ausnahme!

Der

#### 4. Art. Es geschieht mehr Gut, als Böf. 453

Der Mensch wird durch die Gesellschaft so gepreßt, gedrängt, gereizt; leidet in allen seinen Gefühlen einen beständigen Widerspruch, daß er zum Schaden viel mehr Reizungen, als zum Guten hat. Man sehe, was ich in dem Abschnitte von der Gesellschaft hierüber gesagt habe.

Es wäre also wol nicht zu viel gesagt, wenn ich behauptete, daß zum Uebel zehnmal mehr Gelegenheit, als zum Guten, ist. Und es ist wol nicht anders möglich.

#### 4. Artikel.

---

#### Es geschieht mehr Gutes als Böses.

Und dennoch geschieht unzählig mehr Gutes, als Böses. Unter zehntausend Gebäuden wird jährlich eins von den Flammen verzehret; obgleich in allen diesen täglich und stündlich Feuer angezündet wird, und alle Sommer der Blitz vom Himmel mehr als einmal dazwischen niederfährt. An unsern Häusern und Thürmen ist viel Eisenwerk, das den Blitz eigentlich dahin bestimmen sollte; und doch schlägt dieser öfter vorbei, als er sie trifft. Selten einmal wird untre Gesundheit zerrüttet, und die Krankheit ist wirklich nur eine Ausnahme, zumal wenn der Mensch solche nicht, durch Thorheit, Ausschweifung oder Aengst-

lichkeit, herbei ruft. Es geschehn gewiß mehr Dienstleistungen, Gefälligkeiten, selbst mit eigener Beschwerde, mit Unkosten und Gefahr; als Beleidigungen und Uebervortheilungen. Wer hat je den Vorübergehenden angegriffen, gemishandelt? Wer hat ihm hingegen nicht Gefälligkeiten erzeigt; den Weg gewiesen; auf seine Fragen geantwortet; eine hülfreiche Hand in seiner Verlegenheit geboten? Und in großer Noth? Da eilt alles herbei, und geht in die Gefahr, um den Leidenden zu retten. Sollte nicht zehnmal mehr Gutes als Uebel in der Welt seyn?

#### 5. Artikel.

#### Folgerungen aus dem Vorigen.

Es ist zum Uebel zehnmal mehr Gelegenheit, und doch geschieht zehnmal mehr Gutes; also geschieht in Verhältniß mit der Gelegenheit, wenigstens hundertmal mehr Gutes, als Böses.

Wie wäre es also möglich, daß alle Kräfte in der Natur und in dem Menschen, nach Maaße ihrer Wirksamkeit, Böses sowol als Gutes bewirken können?

Es sey mir erlaubt, ehe ich diesen Einwurf beantworte, den Nutzen daraus zu ziehn, der zur Bestätigung meiner Theorie daraus folgt.

1) Daß



5. Art. Folgerungen aus dem Vorigen. 455

1) Daß die wohlthätigen Kräfte schaden können, und wirklich schaden, sehn wir aus allen uns deutlich bekannten Begebenheiten. Das ist unstreitig.

2) Daß alle wohlthätigen Kräfte bei Gelegenheit wirklich schaden müssen, läßt sich, ohne Erfahrung, schon aus den deutlichsten Begriffen behaupten.

3) Daß die Gelegenheit zum Bösen weit häufiger, als zum Guten ist, ist eben so klar.

Was läßt sich nun aus diesen Beobachtungen für ein Schluß, auf die Menge des Uebels in der Welt, in Vergleichung mit dem Guten, ziehn? Sollte man nicht glauben, daß alles in Elend versunken ist, daß alles unter der Last der Leiden schmachtet und seufzet? Nicht wahr, man möchte die Welt \*) für ein Jammerthal halten, wo selten einmal eine Linderung des Schmerzens zu finden ist?

Nun denke man sich noch bösertige Kräfte hinzu, die, ohne Gutes zu thun, nur und immer für das Uebel wirksam sind! — Wer kann sich den Jammer vorstellen?

F f 4

Und

\*) Ich sage mit Fleiß, die Welt; und nicht, die Erde. Denn ich halte meine Sätze für ganz allgemein; und ich bin vollkommen überzeugt, des Ansehens Leibnizens ohnerachtet, daß es in dem ganzen Weltall eben so, wie auf unsrer Erde, ist; doch mit Beobachtung der Verhältnisse.

Und — nun sehe man um sich! Nichts von dem allen; der Mensch ist mehrentheils heiter und froh, und nur hin und wieder misvergnügt. Ueberall Fülle, \*) Segen des Schöpfers, überall munteres Gewimmel.

Also muß wol etwas Irriges in irgend einer von den vorigen Behauptungen seyn. In welcher aber?

Die drei ersten sind bestätigt; und mit diesen haben wir schon weit mehr Uebel, als wirklich da ist. Ich wage es also daraus zu schließen, daß die letztere Meinung, von bössartigen Kräften in der Natur und im Menschen, ganz falsch ist.

Nun komme ich auf die Beantwortung des Einwurfes, und die Berichtigung der vorigen Beobachtungen.

#### 6. Artikel.

#### Beantwortung des Einwurfes.

Hier ist der Einwurf (Art. 2.) Wenn jede Kraft für das Böse eben sowol, als für das Gute, nach Maßgabe der Gelegenheit, wirksam ist; wenn das Uebel leichter bewirkt werden kann, als das Gute; und wenn die Gelegenheit zum Bösen häufiger, als zum Guten, vorkommt: so muß mehr Böses, als Gutes, in der Welt seyn.

Nun

\*) Siehe die Kapitel von der Armut.

6. Art. Beantwortung des Einwurfs. 457

Nun aber ist unvergleichlich mehr Gutes, als Böses. Also muß in der Hypothese: Daß die Kräfte in der Natur alle zum Uebel eben so wol, als zum Guten, wirksam sind, etwas falsches seyn.

Jene Sätze, nemlich, daß jede Kraft, nach ihrer Wirksamkeit, Böses sowol als Gutes bewirken kann; und, daß es weit leichter ist, Böses, als Gutes, zu thun; sind, meines Erachtens, richtig. Eben so gewiß ist es, daß viel mehr Gutes, als Böses, in der Welt ist.

Daraus fließt eine allgemeine Vermuthung von der vortreflichen Einrichtung der Welt, die das so leichte Uebel hindern, und das schwere Gute mächtig befördern muß. Davon will ich hier einige Proben vorlegen.

Daß das Uebel leichter zu bewirken, und häufiger als das Gute möglich sey, ist richtig. Möglichkeit aber und leichte Erzeugung reicht noch nicht zum wirklichen Daseyn zu. Es muß noch erstlich eine wirkende Kraft darauf gerichtet, und die Hindernisse dieser Kraft weggeräumt werden.

Nun sind, in der Natur und in dem Menschen, die Kräfte mehrentheils

a) auf gewisse angemessene Gegenstände gerichtet, so daß sie nur zufällig auf die daneben stehenden, unrichten Gegenstände sich verirren.

§ f s

b) Sie

b) Sie sind durch andre ihnen entgegengesetzte Kräfte gemäßiget und beschränkt, daß sie nur selten das nützliche Maaß überschreiten.

Diese Bestimmungen und Einschränkungen geschehn, theils durch die Natur, und theils durch den Menschen.

Dem Feuer widerstehn alle unbrennbare Körper; Erd und Wasser ersticken es; der Saft in den Bäumen schützt die Wälder, bei der brennenden Sonnenhitze, vor Entzündung und Feuersbrunst. Berge und Wälder hemmen den Wind, und brechen seinen Ungestüm. Die Ungleichheit des Erdbodens schränkt den Lauf des Wassers ein; verhindert, beschränkt, hemmt die Ueberschwemmungen. Faulende Dünste werden durch den Wind vertrieben, durch balsamische Düste gemildert; zahlreiche Arten von Thieren verzehren die Leichname und Aeser, die solche ausdünnen; diese werden wieder durch andre Thiere, durch den Menschen, in den gehörigen Schranken erhalten.

Nun wünschte ich einen Theil der Geheimnisse in dem Bau unsers Körpers aufdecken zu können, um zu zeigen, wie da allerlei Vorkehrungen getroffen sind, dem Mangel, dem Ueberfluß, den Irrungen abzuhelfen; das Gleichgewicht zu erhalten und zu ersetzen; die Reibungen, die Erschöpfung zu verhüten; alles Schädliche wegzuschaf-

zuschaffen; allen Schaden zu verbessern! Es gehört aber dazu mehr Kenntniß von unserm Bau, als sich hier anbringen ließe, und — als ich besitze.

Dem Menschen, als dem mächtigsten Geschöpfe, als dem, der durch seine Fähigkeiten am meisten verderben und verheeren kann, sind von der Natur und von ihm selbst, die meisten und mächtigsten Schranken gesetzt worden.

Seine verheerende Begierde beschränkt sich selbst, indem sie ihn in die Nothwendigkeit setzt, für die Erhaltung und Vermehrung vieler Geschöpfe zu sorgen. Seine Vekkerhaftigkeit ist nach dem Fleische der Thiere lüstern; um sie zu haben, muß er ihrer pflegen, sie schützen, für ihre Nahrung sorgen; und Vorrath für sie, auf den Winter, sammeln; da sie sonst größtentheils umkommen müßten. Er muß sie vor den reißenden Thieren schützen, und sie vermehren. Er will reichen Vorrath, große Mannigfaltigkeit haben; dieß bewegt ihn durch Kunst die Erde fruchtbarer zu machen; ihre Erzeugnisse zu vermehren; die Früchte zu veredeln; und selbst Morästen und Sandwüsten, wo die Natur allein nichts hervorzubringen vermag, reiche und herrliche Produkte abzuwingen. Diese Erzeugnisse seiner Arbeit und Kunst genießt er aber nicht allein; Würmer, Insekten, Vögel, vierfüßige Thiere nehmen daran Theil;

Theil; und finden durch den Menschen, ihren Feind, eine reichlichere, angenehmere Nahrung; folglich vermehren sie sich stärker, und genießen mehr, ohnerachtet der menschlichen Nachstellungen, als sie, ohne unsre Begierde, thun würden. Ihre Vermehrung bereichert wieder andre Arten, die von ihnen leben. So wird selbst die verheerende Kraft des Menschen, zu einer reichen Quelle des Lebens und des Genusses für die Geschöpfe, die seine Begierde braucht, oder zu vertilgen sucht. Andre Thiere hegt und schonnt er, um eines andern Genusses willen; die Nachtigall, den Canarienvogel füttert er, weil ihr Gesang sein Ohr kitzelt; den Pfau herbergt er in seinem Hause, weil das prächtige Gefieder dieses Vogels ihn in Verwunderung setzt; er hält Pferde aus Eitelkeit, oder aus Bedürfnis; fremde, seltene Thiere, aus Neubegierde.

Alle diese Schranken hat die Natur keinem Thier gesetzt. Der Habicht wird weder durch den Gesang der Nachtigall, noch durch das bunte Gefieder der Taube gerührt; der Tiger schonnt keines Lammes, um der Wolle willen, und keines Pferdes, wegen seiner Dienste. Es war nicht nötig; denn was kann der Tiger viel schaden; wie viele Tauben kann der Habicht verzehren? Sie selbst müssen sich verbergen, und dürfen mehrentheils nur bei Nacht ihren Raub stehlen. Der  
Mensch

Mensch aber stiehlt nicht heimlich; er nimmt alles weg am hellen Tage. Sehet, wie viel er verzehrt; und wenn er vertilgen will, wie er vertilgt! Wo sind alle die Wölfe und Bären geblieben, die vor Zeiten unser Deutschland überschwemmt, und noch jetzt unsre Nachbarn beunruhigen? Gesezt der Mensch hätte nur zum Zeitvertreib, oder um seine Felder vor Nachstellungen zu hüten, allen Thieren solchen blutigen Krieg angekündigt; was wäre da für eine Verheerung entstanden! Was können Löwen und Tiger, in der Vergleichung mit ihm, thun? \*)

Aus

\*) Supposé même, que le plus fort règne sur le plus foible, et que l'homme soit le tyran de l'univers; *la nature mette ce tyran.* Lui seul connoit et sent les besoins des autres créatures. Le milan fondant sur le pigeon, frappé de la variété de son plumage, l'épargnera-t-il? le faucon écoutera-t-il le chant du rossignol? le geai admire-t-il les ailes dorées des insectes? L'homme seul s'intéresse pour tout. Il fait jouir les oiseaux des bois, les bêtes des pâturages, et les poissons des rivières. Il prend soins des uns par intérêt; son plaisir l'excite à en soigner un plus grand nombre d'autres; et un plus grand nombre encore est soigné par sa vanité. Tous subsistent par les soins d'un maître vain, et jouissent de l'étendue de bonheur, qui naît de son luxe, (*et de toutes ses autres passions.*) C'est lui qui préserve contre la famine et contre les bêtes sauvages la vie de ce qu'une faim savante convoite. Il regale les animaux qu'il destine à son regal; tant qu'ils existent, il les rend heureux. Ces animaux prévoyant aussi peu le coup fatal, y étant aussi peu sensibles, qu'un homme prévoit ou ressent le coup de la foudre; ils ont joui de la vie avant que de mourir.

Pope, Essai sur l'homme, Epitre III.

Aus der Selbstliebe und Eigensucht selbst, die alle Kräfte und Triebe des Menschen in der Gesellschaft, wie ein gährender Sauerteig, verdirbt, hat der Schöpfer ein kräftiges Gegengift, nemlich das Mitleid, zu ziehen gewußt, das der Eigensucht widersteht, und jederzeit mit derselben zunimmt. Denn es ist merkwürdig, daß das Mitleid sehr mäßig ist, wo das Gefühl stumpf ist, und mit hin die Eigensucht wenig Kraft hat; sie wird aber immer da desto stärker, wo feineres Gefühl den Menschen reizbarer, zorniger, begieriger macht; wo Aufklärung die Begierden ausdehnt, die Kräfte des Menschen vergrößert, und ihm mehr Mittel zu schaden in die Hand gibt.

Welche Weisheit hat alle diese Kräfte und Gegenkräfte, gegen einander abgewogen?

Und nun alle Vorsicht, wodurch der Mensch den Kräften der Natur, und seinen eignen, Schranken setzt! Die Künste, und die Gesetze — Erstere sind den Kräften der Thiere und der Elemente, mächtiger Zügel; und die letztern, ihm selbst. Seine Weichlichkeit, seine Furcht, seine Vorsicht sind ihm Reize, alle seine Kräfte zur Verhütung des Schadens anzustrengen. Und je listiger der Mensch zum Schaden wird, desto klüger wird er, den Schaden einzusehn, ihm vorzubeugen oder abzuwenden.

Unfern



## 7. Art. Von dem Nutzen dieser Lehre. 463

Unsern Leiden hat die Natur zwei kräftige Erleichterungen entgegengesetzt; nemlich die Hoffnung und den Leichtsin. Erstere tröstet uns dadurch, daß sie uns eine glücklichere Zukunft vor- spiegelt; der andre macht uns unsere Leiden vergessen. Die Thiere kennen die Hoffnung nicht; sie bedürfen derselben nicht, weil sie viel weniger, als die Menschen, leiden.

Man wird vermuthlich einsehn, warum nicht jede Kraft allen Schaden thut, der an sich möglich ist.

### 7. Artikel.

#### Von dem Nutzen dieser Lehre.

Was haben wir dabei gewonnen? Aus wohlthätigen oder aus bössartigen Kräften; das Uebel ist immer da; keines wird dadurch gehoben.

Gehoben ist keins, das ist wahr. Ich dächte doch aber, daß es für unsere Ruh und Zufriedenheit nicht ganz unnütz wäre. Wir lernen aus unsern Untersuchungen:

1) Daß nichts an sich Schädliches in der Welt, sondern daß das Uebel nur eine zufällige Wirkung des Guten ist.

2) Daß also die Absicht des Schöpfers Wohl und Glück der Geschöpfe ist. Sein Zweck ist Güte; das Uebel ist Nebensache.

3) Daß wir also die wahrscheinliche Hoffnung haben können, daß jederzeit und überhaupt

haupt genommen das Gute überwiegen muß, und das Uebel zuletzt vielleicht ganz ausgerottet werden möchte. \*)

- 4) Daß wir also nicht fürchten dürfen,  
 a) Weder, daß wir vom Schöpfer verlassen, oder gar gehaßt werden;  
 b) Noch, daß wir einem mächtigen bösen Feinde übergeben sind.

Dieses alles kann uns keinesweges gleichgültig seyn. Das habe ich in dem Eingange schon bemerkt.

„Das ist etwas; wir möchten aber vom Uebel ganz frei seyn; das wäre weit besser. Dia, wenigstens dem Scheine nach. Wir wollen also diesen Wunsch betrachten, und die Ursachen, warum er uns nicht gewährt wird. Das ist der Gegenstand des folgenden Buchs.“

\*) Ich hab' es schon zu verstehn gegeben, und werd' es noch ausdrücklich behaupten; ich glaube, daß das Uebel bedingt nothwendig ist; d. h. es kann nicht ausbleiben, bis daß der Mensch seine eigne Kräfte, und die Kräfte der Natur so zu mäßigen und zu lenken weiß, daß er jedes Uebel abwendet. Allein diese Behauptung nimmt mir die Hoffnung, die ich hier äußere, nicht, das Uebel einstens vielleicht gänzlich aufgehoben zu sehn; denn ich hoffe, daß die Menschheit noch sehr an Weisheit und Vorsicht zunehmen wird. Ich habe dieses angemerkt, um den etwanigen Anschuldigungen des Widerspruchs vorzubeugen.

Ende des ersten Bandes.

